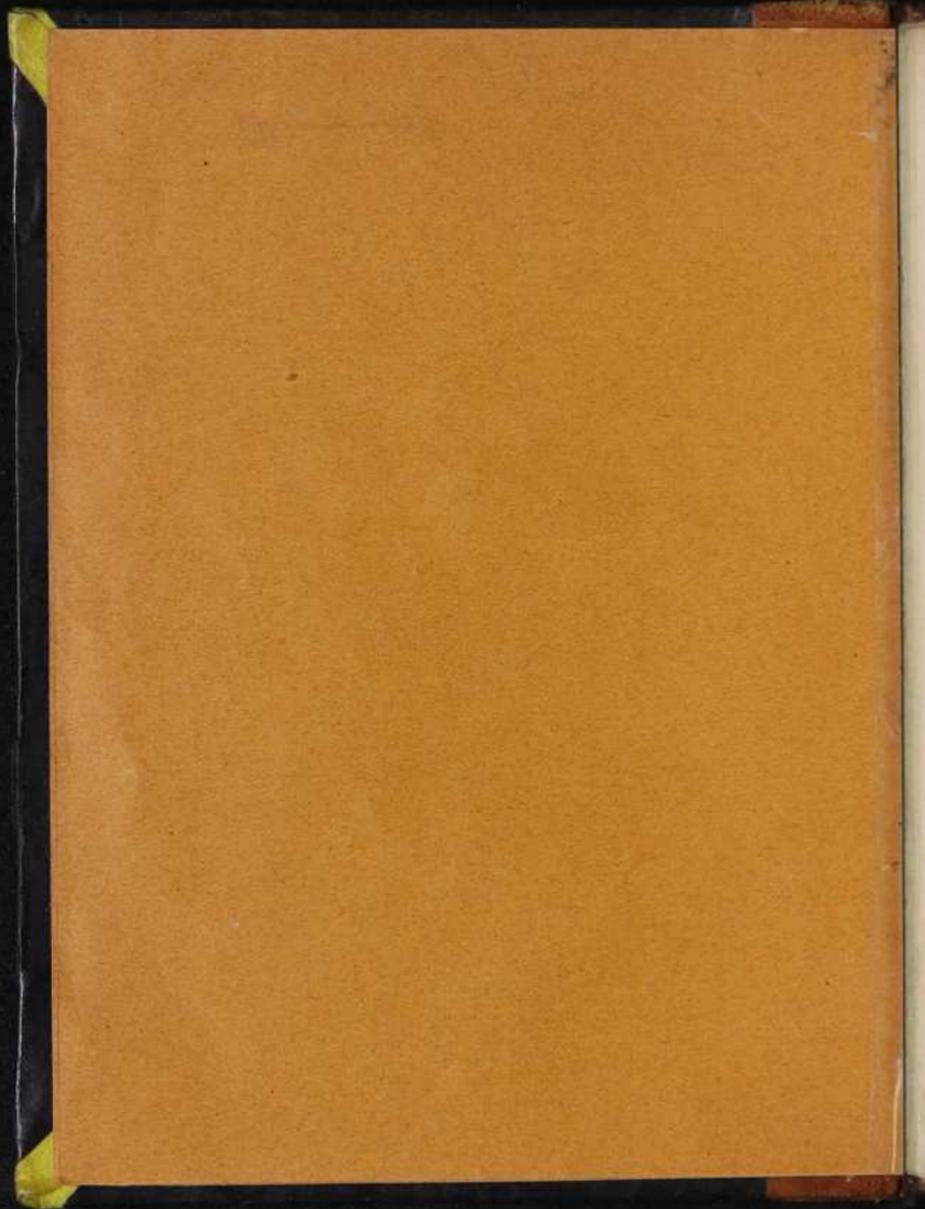


6252.

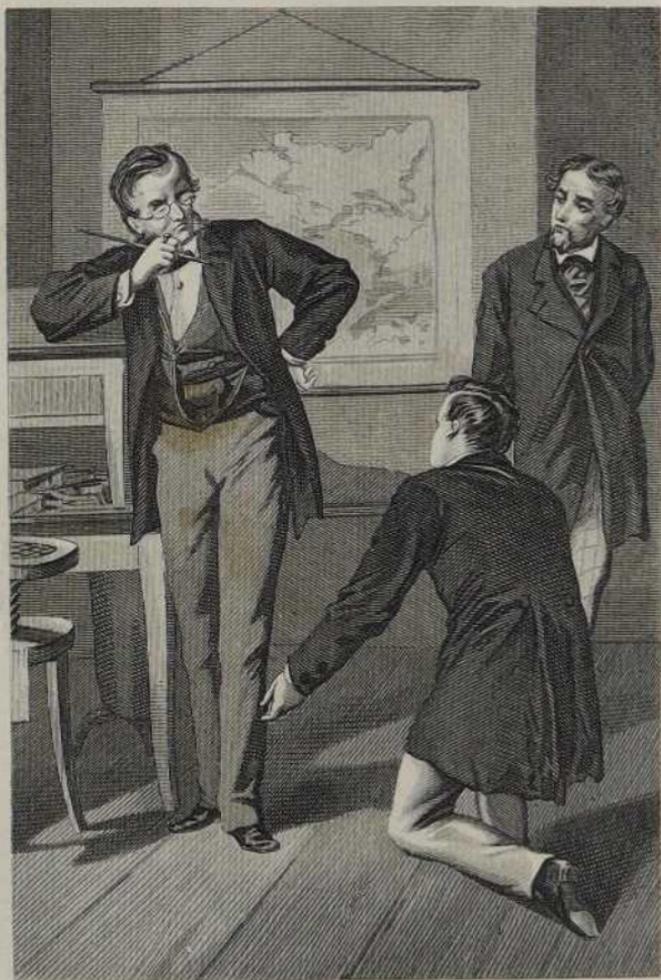
~~5282c~~



544

e





Des Hauses Ehre.

Familiengemälde

für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts.

Von

Oskar Höcker.

Mit vier Stahlstichen.

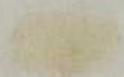
Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

Das Buch

Verzeichnis

der Bücher



aus dem

Jahre

Erites Kapitel.

Die alte firma.

. . . . Es ist zwar ein außerordentlich altes Haus, das inmitten der glänzenden Königsstraße steht, und es nimmt sich, im Vergleich zu den luxuriösen Nachbargebäuden, wunderbar genug aus, dennoch blickt keiner der Vorübergehenden verächtlich auf dies rauchgeschwärzte Denkmal vergangener Zeiten, vielmehr hegt so Mancher den Wunsch, der Eigenthümer desselben zu sein.

Den Namen des Bestern nennt uns eine kleine Messingplatte, welche dicht neben der massiven, schwereichenen Hausthüre angebracht ist und die Inschrift trägt; „Gott hold Riebt.“

Indessen würde der geneigte Leser vergebens nach dem Großhändler forschen und fragen, er bekäme ihn nicht zu Gesicht, da Herr Gotthold — der Gründer des Handelshauses — bereits vor hundertundzweiunddreißig Jahren Todes verblieben ist. Allein sein Name lebt in den Herzen seiner Nachkommen und auf der Messingplatte fort, die gleichfalls mehr als ein Säculum gesehen hat und zwar immer von ihrem alten Platze, neben der eichenen Thüre, aus.

Der Sohn des seligen Herrn Gotthold Riebt hatte sie

in der Werkstatt eines Gelbgießers anfertigen lassen und den feierlichen Moment, wo sie vor dem Hauseingange befestigt wurde, durch die Anwesenheit seiner Person erhöht. Gar oft war Nathaniel — der Sohn und Geschäftsnachfolger Herrn Gotthold's — im Laufe der Zeit, wenn er das Haus verließ oder dahin zurückkehrte, an der Messingplatte vorbeigekommen und stets hatte er einen freundlichen Blick auf das blanke Schild geworfen, der von dem letztern erwiedert zu werden schien, denn jedes Mal blizte es darin auf.

Als aber Nathaniel das Zeitliche gesegnet, blizte es nicht mehr, was ein poesieloser Mensch dadurch erklärte, daß die Messingplatte, in Folge vernachlässigten Putzens, erblindet sei. Allerdings hielt der gute Nathaniel darauf, dem geliebten Firmaschilde den nöthigen Glanz zu verleihen, während sein Nachfolger Karl sich um derlei Kleinigkeiten nicht kümmerte. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, das steht fest, daß die Messingplatte ihren eigenen Kopf besaß und sich vornahm, ewige Trauer um den Tod ihres Schöpfers anzulegen; trotz aller Bemühungen der verschiedenen Hausknechte, welche dem Riedt'schen Hause im Verlaufe der Begebenheiten gedient, blieb das Schild blind und trüb, und zwar bis auf den heutigen Tag, wo der fünfte Nachfolger des seligen Herrn Gotthold — Peter Riedt — im Hause aus- und ingeht.

Wie gesagt, das kleine, die altherwürdige Firma tragende Messingschild ist ohne jeglichen Glanz, — um so bedeutender dagegen jener der Firma selbst. Von Jahr zu Jahr nahm ihr Ruhm zu, bis es sich schließlich ein jeder Geschäftsmann zur Ehre rechnete, in Verbindung mit dem Hause Riedt zu stehen.

So einfach und unbedeutend auch das Außere des alten Gebäudes in der Königsstraße erschien, so überaus reich und luxuriös war dagegen das Innere. Die Gemächer zeugten in ihrer Ausstattung am besten von der großen Wohlhaben-

heit ihres Besitzers. Einen behäbigeren Comfort kann es kaum geben, als wie er innerhalb des Niedt'schen Hauses zu Tage trat. Der Neuheit der Möbel, Gardinen, Teppiche und Decken merkte man allerdings an, daß die gesammte reiche Einrichtung der Neuzeit entstamme; und dies war denn auch der Fall. So lange die erste Frau Peter Niedt's gelebt, hatte die Familie mit dem bescheidenen, altmodischen Mobiliar fürlieb genommen, welches noch Stücke aufwies, die der Lebensperiode des Gründers der Firma entstammten. Als jedoch Herr Peter sich zum zweiten Male vermählte, verschwanden gar bald die ehrwürdigen Familienstücke. Der Tapezier erschien, riß die Tapeten ab und zierte die Wände der Zimmer mit neuen, die nicht nur modern, sondern auch elegant und kostbar waren; dann wurden die Fußböden mit Teppichen überkleidet, auf denen der Fuß sanft und geräuschlos dahin glitt. Zuletzt erschienen die verschiedenartigsten Möbel, von denen eine Garnitur die andere an Pracht übertraf, und zu ihnen gesellten sich noch eine Menge Bilder, Statuen, Büsten u. dergl. m.

Als Alles fertig war, glaubte man nicht, in demselben Hause zu sein, und da das gesammte Arrangement von der neuen Gemahlin Peter's herrührte, so mußte man schon zugestehen, daß dieselbe Geschmack besitze und eine Dame von Welt sei.

Eugenie — so lautete der Name der neuen Herrin — war die Tochter des pensionirten Majors Hasselmann. Der Vater besaß zwar nur so viel Vermögen, um mit seiner Tochter bequem und seinem Stande gemäß leben zu können, weshalb denn auch die häusliche Einrichtung nichts weniger als luxuriös genannt werden konnte, allein Eugenie war, vermöge der Stellung ihres Vaters, mit den sogenannten „höheren“ Kreisen ziemlich genau bekannt, und so eignete sie sich schon frühzeitig deren feinen Geschmack an, welchem sie, als die Gattin Peter's, um so mehr huldigen

konnte, als der Reichthum der alten Firma diese Neigung gestattete.

Ueberhaupt zählte Eugenie zu den lebenslustigen Frauen und die Folge davon war, daß die Räume des alten Hauses sehr häufig glänzende Gesellschaften sahen und somit ihrer ehemaligen Einsamkeit entrisen waren.

Die Niedt's hatten von jeher sehr einfach gelebt; nur selten stellten sich Abends ein paar Freunde ein, und geschah dies, so wurde deshalb noch lange nicht die eingeführte Hausordnung gestört. Die Gäste begnügten sich mit einer Tasse Thee oder einem Glase Bier, höchstens tauchte zuweilen eine Bowle Punsch auf. Jetzt jedoch war es ganz anders. An jedem Gesellschaftsabend gab es ein wirres Durcheinander in Küche und Zimmern; dort waltete und regierte eine rothwangige Köchin mit ihrem Unterpersonale und setzte alle Töpfe, Schüsseln und Pfannen in Bewegung, während in den Zimmern einige Diener die nöthigen Anordnungen trafen und die Tafel mit Blumenvasen und hoch mit Backwerk aufgeschichteten Platten zierten und arrangirten.

Anfangs hatte Herr Peter Niedt sich nicht an das luxuriöse Treiben recht gewöhnen können und mit seinem damals siebenzehnjährigen Töchterchen Rosa sympathisirt, welches den einfachen Sinn der verstorbenen Mutter besaß. Da er indessen seine zweite Gemahlin herzlich liebte und sich von den eingeladenen Herren und Damen vielfach ausgezeichnet sah, so fand er nach und nach Geschmack an diesem neuen Leben. Freilich wurde er von diesem Zeitpunkte ab in dem Contor ein immer seltenerer Gast, zumal die verschiedenen Anstandsvisiten ganze Vor- und Nachmittage in Anspruch nahmen. Je nun, Peter Niedt durfte sich dies schon gönnen; hatte er ja doch den größten Theil seines Lebens in treuer, eifriger Arbeit verbracht und besaß er ja doch in der Person seines Procuristen Lintel einen

Mann, auf den er sich in jeder Hinsicht verlassen zu können glaubte.

Mitunter freilich, namentlich am Morgen einer durchschwelgten Nacht, überkam den Großhändler ein bitteres Gefühl, das ihn sogar bereuen ließ, sich zum zweiten Male verheirathet zu haben. Hatte dies ursprünglich ja keineswegs in seinem Plane gelegen, auch würde er bei seinem Vorsatze, Wittwer zu bleiben, treu ausgehalten haben, wären nicht zwei Punkte gewesen, die er berücksichtigen mußte.

Erstens war Rosa beim Tode der Mutter noch viel zu jung, um einer Wirthschaft vorstehen zu können; zweitens aber sah Herr Peter sich durch seine Wirthschafterinnen derart übervortheilt, daß ihm diese Damen höher zu stehen kamen, als eine Frau. Ueberhaupt hatte Niedi in letzterer Beziehung sehr schlimme Erfahrungen gemacht, ganz besonders aber was die letzte der in seinem Dienst gestandenen Wirthschafterinnen anbetraf. Mamsell Antonie, schon früh verwaist, kam als ein blutarmes Mädchen in des Großhändlers Haus, legte aber schon nach Jahr und Tag über fünfhundert Thaler in der städtischen Sparkasse an. Diese Thatsache öffnete Niedi die Augen und er entschloß sich, zum zweiten Male in die Ehe zu treten. Der Arme ahnte nicht, daß Mamsell Antonie insgeheim gehofft, dereinst Herrin des Hauses zu werden; ihre Enttäuschung war daher ganz entsetzlich und sie rächte sich damit, daß sie bei ihrem Austritte weitere siebenhundert Thaler der Sparkasse übergab. Niedi hätte sie mit leichter Mühe des Verbrechens der Veruntreuung zeihen können, allein er that dies um so weniger, da sein von ihm so sehr geschätzter Procurist Vindel eine Neigung für Mamsell Antonie gefaßt und sie schließlich auch heirathete.

Niedi besaß aus erster Ehe zwei Kinder; die beim Beginn unserer Erzählung siebenzehnjährige Rosa und einen Sohn, Wilhelm, der vor einigen Jahren sein juristisches

Staatsrämen glänzend bestanden und sich in seiner Heimathstadt als Advokat niedergelassen hatte. Beide Kinder hingen dem Vater mit innigster Liebe an und besaßen seinen tief religiösen Sinn. Mit stiller Wehmuth gedachten sie jetzt jener entschwundenen Abende, wo der Vater — nachdem das einfache Nachtmahl vorüber — mit ihnen geplaudert und sie in das Reich Gottes eingeführt hatte; jener Stunden, wo er ihnen die allumfassende Liebe des Heiland und seine Lehre verkündet, wo er ihnen die Gebote Moses an's Herz gelegt und gesagt hatte, daß in diesen zehn Mahnungen Alles enthalten sei, um ein guter Mensch und Gott wohlgefällig zu werden. Ach, wie so aufmerksam hatte das Geschwisterpaar den väterlichen Lehren gelauscht und sich befreht, denselben in jeder Beziehung nachzukommen! Nun waren die schönen Stunden für immer entschwunden und nichts geblieben, als eine wehmüthige Erinnerung. Wol hatte sich der Vater in keinerlei Weise verändert und nach wie vor blickte er liebend auf seine Kinder; das unruhige Leben jedoch, das jetzt im Hause herrschte, gestattete ihm nicht mehr, nach vollbrachtem Tagewerk im Kreise der Seinen zu sitzen und mit ihnen zu plaudern; seine freie Zeit gehörte der Gesellschaft. Nur der Sonntagmorgen sah Nedt mit seinen Kindern noch vereint, denn dann begaben sie sich in die Kirche, um Gottes Wort zu hören. Selten nur wurden sie von Frau Eugente begleitet, da diese immer Entschuldigungen vorzubringen hatte. Es wäre eine Lüge, wenn wir von der Dame behaupten wollten, daß sie nicht gottesfürchtig gewesen, — allein sie fühlte nur dann und wann den Drang und die Sehnsucht, das stille Gotteshaus aufzusuchen, auch mangelte es ihr in Wahrheit an der nöthigen Zeit. Verging ja doch selten ein Tag, wo sie nicht Visiten abzustatten oder zu empfangen hatte, und solchen Herrschaften gegenüber darf man ja doch nicht die Ent-

schuldigung brauchen, daß man in der Kirche gewesen sei. Wie lächerlich würde man sich machen.

Traurig, ungemein traurig, aber wahr, entsetzlich wahr!

Ghe wir mit der Handlung unserer Erzählung beginnen, bleibt uns noch übrig, eines Umstandes zu erwähnen, welcher zwar sehr geringfügig erscheint, für den weiteren Verlauf der Geschichte aber von Belang ist.

Wir haben gesehen, wie harmonisch die Herzen Niedt's und seiner Kinder zusammenstimmten; wir müssen weiter hinzufügen, daß sich innerhalb des kleinen Kreises bisher keinerlei Meinungsverschiedenheit kund gegeben hatte, Rosa und Wilhelm sich vielmehr der Erfahrung des Vaters unterordneten, selbst in Fällen, wo es schien, als sei ihre Ansicht die richtigere. Seit der Zeit aber, wo Lindel zum Procuristen avancirt war, kam es zum Dastern vor, daß zwischen dem Großhändler und seinen Kindern kleine Reibereien stattfanden. Das Geschwisterpaar hegte nämlich einen nicht zu bewältigenden Widerwillen gegen den Procuristen, während dieser von Niedt, sowie dem gesammten Contorpersonale geehrt und ausgezeichnet wurde. Wenn dann der Handels-her nach dem Grunde ihrer Abneigung fragte, wußte weder Rosa noch Wilhelm genügend zu antworten.

„Ihr erseht daraus am Besten, wie nichtig Guer Widerwille ist,“ erklärte Niedt eines Tages fest und bestimmt. „Wahrlich, ich hätte von Euch am Allerwenigsten eine solche unchristliche Denkungsweise erwartet.“

„Aber, lieber Vater,“ schalt Rosa freundlich bittend ein, „können wir denn etwas dafür, daß Lindel unsympathisch auf uns einwirkt?“

„Ich antworte durch eine Gegenfrage,“ versetzte Niedt. „Ist es recht, einen allgemein geachteten, redlichen Mann aus diesem Grunde verdächtig zu machen?“

„Wir haben unsere Ansicht ja nur Dir offenbart,“

stellte Wilhelm vor, sah sich aber sofort vom Vater mit den Worten zur Ruhe verwiesen, daß er noch nicht ausgesprochen habe.

Das Geschwisterpaar blickte sich erstaunt an; so heftig war ihm der Vater noch nie begegnet.

„Vindel ist meine rechte Hand,“ fuhr der Großhändler erregt fort. „Auf seine Rechtflichkeit darf und kann ich mich verlassen. Hätte ich ihn nicht, würde ich mir keine freie Stunde gönnen dürfen. Es ist schon an und für sich schlimm genug, daß eine Firma, wie die meinige, zum ersten Male seit hundertundzweiunddreißig Jahren verwaist und ohne Nachfolger dasteht.“

In diesen letzten, mit großer Bitterkeit gesprochenen Worten lag ein Vorwurf für Wilhelm. Er kam ihm um so überraschender, als sich der Vater von jeher mit des Sohnes Studium einverstanden erklärt.

„Hätte ich ahnen können, daß es Dich schmerzt, keinen Nachfolger im Geschäft zu haben,“ erklärte Wilhelm, „so würde ich ganz gewiß bemüht gewesen sein, meine Abneigung gegen den Kaufmannsstand zu überwinden.“

„Ei was,“ brummte der Großhändler, „leere Redensarten. Im Uebrigen ersuche ich Euch, das zu beherzigen, was ich über Vindel gesagt; denn ahnte er nur im Entferntesten, daß man Mißtrauen gegen ihn hege, ich glaube, er wäre im Stande, mein Geschäft auf die Stunde zu verlassen.“

Damit wandte Niedt dem Zimmer den Rücken und seine Kinder sahen ihm erstaunt nach.

Es war Sonnabend, wenige Tage später nach dem soeben mitgetheilten Gespräch.

In den oberen Räumen des Niedt'schen Hauses herrschte ein wahrer Wirrwarr; Scheuer- und Putzfrauen lagen emsig ihren Geschäften ob, und kaum hatten sie ein Zimmer gereinigt und die Möbel wieder an Ort und Stelle gebracht,

als auch schon der Tapezier mit seinen Gehilfen erschien, die Fenster mit neuen Vorhängen schmückte, die Portieren aufhing und in kunstgerechte Falten legte, allerlei Dekorationen anbrachte und symmetrisch die Bilder und Statuen ordnete. Und als er endlich damit zu Stande war, kamen Diener und begannen kleine Tische zu decken; eines der zahlreichen Zimmer richteten sie zu einem Rauchsalon, ein anderes zu einem Damenboudoir und ein anderes wiederum zum Souper her. Aus allen diesen Vorbereitungen war zur Genüge zu ersehen, daß der Abend eine große Gesellschaft in den Räumen des Niede'schen Hauses versammeln sollte.

Frau Eugenie schritt, gleich einer Fürstin, durch die reichen Gemächer und legte die letzte ordnende Hand an. Rosa wollte ihr helfen, sah sich aber durch die Worte zurückgewiesen:

„Du meinst es sicher gut, liebes Mädchen, allein Du verstehst nichts davon. Dein einfach bürgerlicher Sinn ist Dir im Wege. Du bist glücklich in Deiner Einfachheit und Bescheidenheit, — darum bewahre sie Dir.“

Bei diesen Worten küßte Frau Eugenie das liebliche Stiefkind auf die Stirne und Rosa entfernte sich, ohne Groll im Herzen; wußte sie doch, daß die Gattin ihres Vaters eine Weltbame war, trotzdem sie aber herzlich liebte, — wie man denn überhaupt Frau Eugenie nicht gram sein konnte; dies ließ schon ihre Liebenswürdigkeit nicht zu.

Während in den oberen Räumen das soeben geschilderte Treiben herrschte, ereignete sich unten im Contor eine eigenthümliche Scene.

Niede verweilte seit einigen Tagen wieder von früh bis spät im Geschäft und studirte emsig in den Handlungsbüchern. Der Procurist bat ihn zwar zu wiederholten Malen, sich nicht anzustrengen, allein der Prinzipal beharrte auf seinem Willen. Er sah sich jedoch sehr häufig von Lindel unterbrochen und gestört, indem derselbe um

Dies und Jenes zu fragen kam, Dies und Jenes zu berichten und mitzuthemen hatte. Schließlich ersuchte Niedt ihn auf das Bestimmteste, alle Fragen und Berichte auf den Abend zu versparen. Auf diese Weise vermochte der Großhändler in ungestörter Ruhe sein Studium der Bücher, welche er nur allzulange nicht revidirt, fortzusetzen, bis er sich am Nachmittage von Neuem darin durch den Prokuristen unterbrochen sah.

Finster blickte Niedt von den Büchern auf, als der Andere in das an's Contor stoßende, kleine Arbeitscabinet trat.

„Es thut mir leid, Sie für einige Augenblicke um Ihre Aufmerksamkeit bitten zu müssen,“ begann Lindel, „allein die Angelegenheit duldet keinen Aufschub.“

„Nun, — was ist's?“ entgegnete der Großhändler, ungeduldig mit den Fingern auf das Pult trommelnd.

„Ich bin einer Veruntreuung auf die Spur gekommen.“

Der Prokurist erwartete, daß diese Worte den Lippen Niedt's einen überraschenden Ausruf entringen würden, allein der Großhändler verhielt sich außerordentlich ruhig und begnügte sich, Lindel unverwandt anzublicken. Somit blieb dem Letztern nichts übrig, als in seinem Berichte fortzufahren:

„Der Commis Schweigert hat die ihm anvertraute Portofasse angegriffen. Ich hatte ihn schon längere Zeit im Verdacht, daher verlangte ich ganz plötzlich einen Kassasturz. Aus seinen Mienen ersah ich sofort, daß ich mich nicht getäuscht. Es fehlen hundertfünfzig Mark.“

Eine kurze Pause erfolgte, dann rief Niedt befehlend:

„Holen Sie Schweigert herein.“

Er der Prokurist der Aufforderung Folge leistete, warf er einen forschenden Blick auf seinen Prinzipal, dessen sonderbares, herrisches Benehmen ihm um so mehr auffiel,

als derselbe sich bisher äußerst freundlich und zuvorkommend gegen ihn gezeigt.

Nach einigen Minuten kehrte Lindel mit dem Angeklagten zurück. Dieser war ungemein blaß und auf seiner Stirne stand das böse Gewissen. Einen Augenblick schwankte er, dann fiel er dem Großhändler zu Füßen, ihn um Gnade und Erbarmen ansehend.

Es verging eine geraume Zeit, ehe Niede antwortete. Mit leiser, eindringlicher Stimme, die jedoch im Verlauf der Rede immer mächtiger anschwoll, begann er:

„Wenn eine arme Wittve für ihre hungernden Kinder Brod stiehlt, so ist dies ein Vergehen, das ein Menschenfreund noch verzeihen kann. Wenn aber ein junger, lediger Mensch, der einzig und allein nur für sich zu sorgen hat, Gelder veruntreut, die weit, weit über jenem kleinen Betrage stehen, welcher das von der armen Wittve entwendete Brod repräsentirt, — so ist dies ein Vergehen, das keinerlei Gnade verdient. Denn es ist bodenlos gemein, da es aus einer mehr als leichtsinnigen Vergnügungssucht hervorgegangen ist. Oder haben Sie die gestohlene Summe etwa benutzt, um eine darbende Familie vor dem Hungertode, oder einen arbeitslosen, braven Familienvater vor der Verzweiflung zu schützen? — He, haben Sie die Summe dazu benutzt?“

Ein dumpfes Nein bildete die Antwort.

„Warum haben Sie mich denn bestohlen?“ fuhr der Kaufherr mit blickenden Augen fort. „Um Vergnügungen nachzugehen, deren Kostspieligkeit Sie mit Ihrem Gehalt nicht zu bestreiten vermögen. Schlug Ihr Gewissen bei Ausübung dieser That? Nein, denn Sie sagten sich: ei was, der Niede ist ein reicher Mann, den so ein paar lumpige Thaler wenig schmerzen werden. Nun, habe ich die Wahrheit getroffen, wie? Antworten Sie.“

„Ja — ja,“ erklang es so dumpf wie zuvor, da der Schuldige sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Und Sie haben noch die Frechheit,“ polterte Niedt, „um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen?“

„Nicht wegen meiner,“ schluchzte Schweigert, „sondern um meiner alten Mutter willen.“

„Ja, ja,“ kopsnickte Niedt langsam, „das ist in der Regel das Ende vom Liede, zumal wenn Ihr leichtsinnigen Burschen wißt, daß sich in dem Herzen Ihres Prinzipals ein Plätzchen vorfindet, welches von Elternliebe spricht . . . Ihre alte Mutter! Ja, ja, ich kenne die würdige ehrenwerthe Matrone, und sie legt allerdings meinem festen Willen, ein Exempel zu statuiren, Fesseln an. Danken Sie Gott, daß Sie eine alte Mutter besitzen, und lassen Sie es von nun an Ihre Hauptaufgabe sein, für die alte Frau zu sorgen und sie durch einen ehrlichen, rechtschaffenen Lebenswandel zu erfreuen. Noch ein Mal sage ich: Danken Sie Gott, denn es gibt Schurken, denen keine Mutter mehr lebt, gegen welche ich keinerlei Rücksichten zu üben habe und die ihr Verbrechen sühnen sollen, so wahr ein Gott im Himmel ist!“

Der Commis Schweigert sah erstaunt auf seinen Chef, da er fest glaubte, daß derselbe irre rede. In der That waren die zuletzt von ihm gesprochenen Sätze so eigenthümlich und der sie begleitende drohende Blick so sonderbar, daß ein jeder Unbefangene die Vermuthung Schweigert's theilen mußte.

Niedt mochte ahnen, was in der Seele des Commis vorging, denn er fügte nach kurzer Pause hinzu:

„Sie können mich natürlich nicht verstehen, auch sind Sie noch viel zu jung dazu, aber hier steht ein gereifter, erfahrener, ehrlicher, treuer Mann“ — dabei deutete er auf den Prokuristen — „er wird Ihnen sagen, daß der Sinn meiner Worte deutlich und klar gewesen. Nicht wahr, Herr Vindkel?“

Der Gefragte zeigte ein verlegenes Gesicht und stotterte:

„In der That, verehrter Herr Niedt — ich — ich verstehe nicht ganz, was Sie soeben gesagt, und muß offen bekennen, daß ich mich in dieser Beziehung in der Lage Schweigert's befinde.“

„In der Lage Schweigert's?“ wiederholte der Handlungsherr und eine tiefe Röthe überzog sein Gesicht. „Haben Sie etwa auch eine alte Mutter, he?“

„Ich — äh —,“ begann der Prokurist, kam aber in seiner Rede nicht weiter, da ein Lachen ihn daran hinderte.

„War ein recht natürliches Lachen,“ versetzte Niedt, dem Prokuristen ausnehmend freundlich auf die Schulter schlagend. Dann sah er nach der Uhr, ging ein Mal das Zimmer entlang, blieb dann vor Lintel stehen und sagte:

„Wir wollen's dem Schweigert verzeihen, weil — weil ihm noch eine alte Mutter lebt und der Gram dieselbe tödten würde, wenn sie von dem niedrigen Vergehen ihres Sohnes hörte. Das veruntreute Geld aber hat Schweigert binnen Jahresfrist zurück zu zahlen, wenn er nicht mit dem Staatsanwalt nähere Bekanntschaft machen will. Setzen Sie das Nähere darüber auf und lassen Sie den jungen Menschen die Urkunde dann unterschreiben. In meinem Geschäfte bleibt er selbstverständlich keine Stunde länger.“

Schweigert wollte danken, aber Niedt ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem er sich abermals an den Prokuristen wandte:

„Wie wohl thut es mir, nachdem ich eine so traurige Erfahrung gemacht, in Ihnen einen so treuen Mitarbeiter zu besitzen. Hätte Sie gerne heute Abend zur Gesellschaft eingeladen —“

„Oh, bitte,“ unterbrach Lintel, außerordentlich überrascht, „zu viel Güte!“

„— Allein es geht leider nicht an,“ fuhr der Großhändler, den Einwurf nicht beachtend, weiter fort. „Sie wissen ja, welche Rücksichten wir Bürgerlichen nehmen

müssen, wenn der Adel uns mit seinem Besuche beehrt. Na also, — in Betracht dessen sollen Sie dagegen morgen Mittag mein Gast sein. Niemand soll uns dann stören, denn ich werde mit Ihnen ganz allein diniren.“

Abermals bligten die Augen Niedt's ganz wundersam und genau ebenso erklangen die Worte, welche er sprach, so daß sich seinen beiden Zuhörern — zum Mindesten dem Commis — von Neuem die Vermuthung aufdrängte, er spräche irre.

„Wie leid thut es mir,“ sagte entschuldigend Vindel, „Ihre so ehrende Einladung nicht annehmen zu können, allein ich habe morgen mit meiner Frau einen kleinen Ausflug in die Umgegend vor und ein Rendezvous mit einem lieben Freunde verabredet.“

„Hm, schade,“ versetzte Niedt bedauernd, fügte aber schnell hinzu: „Dann kommen Sie wol erst mit dem Abendzuge acht Uhr und fünfundzwanzig Minuten zurück?“

Der Procurist bejahte.

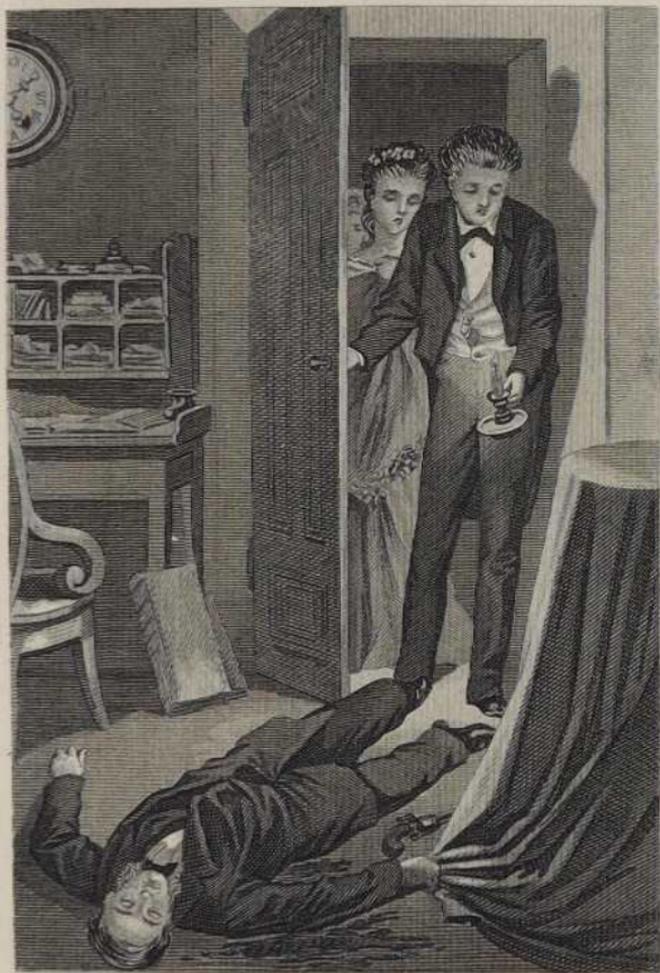
„Schön,“ rief Niedt mit einem siegreichen Lächeln, „so erwarte ich Sie denn morgen Abend halb neun Uhr hier, in meinem Arbeitszimmer. Ich habe eine kleine Ueerraschung für Sie und — — je nun, das Weitere wird sich finden. Auf morgen Abend also!“

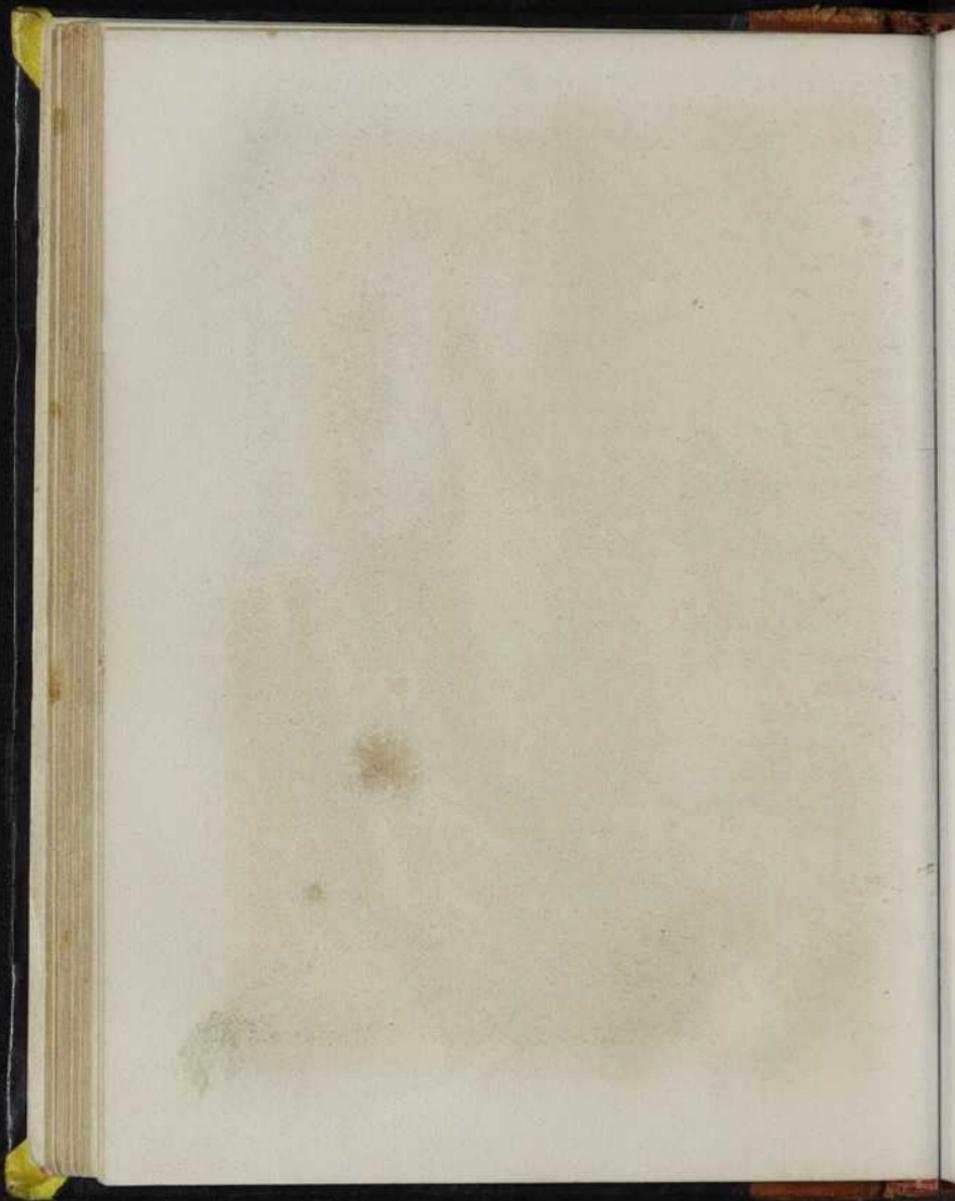
„Auf morgen Abend,“ wiederholte Vindel mechanisch.

„Ich muß jetzt in meine Wohnung,“ schloß Niedt, dem Procuristen die Hand haltend. „Auf Wiedersehen, Sie — Sie treuer, lieber, ehrlicher Freund.“

Er schritt aus dem Zimmer, von den beiden Anderen gefolgt, die indessen im Contor zurückblieben, ein Jeder in seine besonderen Gedanken versunken.

Die Gesellschaft, welche am Abend in der hellerleuchteten Bel-Stage des Niedt'schen Hauses hin- und herwogte, war eine außerordentlich glänzende und setzte sich nur aus den höchsten Ständen zusammen. Hohe Militärs in reichen





Uniformen wechselten ab mit ordensgeschmückten Civilisten, welche Alle so vornehm steif erschienen, wie ihre Vatermörder und weißen Binden.

„Herr Oberst!“ — „Herr Commerzienrath!“ — „Excellenz!“ — „Herr Baron!“ so erklang es an allen Enden, bis endlich die Begrüßungen vorüber waren und der schäumende Champagner mehr und mehr die Herzen öffnete. Küche und Keller des splendiden Wirths ließen nichts zu wünschen übrig, daher bemächtigte sich denn auch der Gäste sehr bald jene behagliche Stimmung, welche alle Convenienz vergessen läßt und sich rückhaltslos der Freude hingibt.

Unter den Gästen befand sich ein alter Militär, auf den dies ganz besonders paßte. Stillvergnügt saß er an einem der kleinen Tische, liebängelte unausgesetzt mit der kristallenen Schale, in welcher der Champagner perlte, und lachte von Zeit zu Zeit herzlich auf. Er blieb keine Sekunde müßig, sondern hatte stets etwas zu thun; entweder trank er, schenkte sich ein, oder er drehte an seinem grauweißen Schnurrbarte herum, oder er blies den blauen Dampf der duftenden Manilla in Gestalt von Ringen in die Luft. Im Uebrigen kümmerte er sich nur wenig um die Gesellschaft, weshalb er denn auch allein am Tische saß. Hin und wieder ließ sich Frau Eugenie an seiner Seite nieder, für welche er dann immer ein freundliches Wort hatte.

„Bei Euch lebt man wahrlich, wie Gott in Frankreich,“ äußerte er zu ihr lachend. „Und wie hübsch Alles arrangirt ist! Natürlich nach Deiner Angabe, Eugenie. Ja, ja, Du bist ein Taufensasa. Aber, Pözbombenelement, warum läßt sich der Herr Schwiegerohn nicht sehen?“

„Er verweilt jetzt im Saale, Väterchen,“ lautete die Antwort der Tochter, „und spricht mit dem Geheimrath von Süßmilch.“

„So, so,“ brummte Major Hasselmann. „Er soll endlich auch einmal zu mir kommen.“

„Wünsche Dir das nicht,“ kopfschüttelte Frau Eugenie, „denn er ist sehr übler Laune.“

„Hahaha,“ lachte der alte Handegen, „hat's eine verkehrte Spekulation gegeben?“

„Oh nein. Wol aber einen ärgerlichen Vorfall im Contor. Einer der Commis hat gegen hundertundfünfzig Mark veruntreut.“

„Ist was Rechtes für einen Mann wie Niedt. Und darum Räuber und Mörder? Darum die schlechte Laune?“

Frau Eugenie zuckte die Achseln und versetzte: „Er ist nun einmal so.“

Die Gattin hatte nicht zu viel gesagt, — Niedt befand sich, im Gegensatz zu seinen fröhlichen Gästen, in äußerst übler Laune und hielt mit derselben durchaus nicht zurück. Selbst der Champagner vermochte seine Stimmung nicht zu ändern, weshalb er denn auch herzlich froh war, als die Gesellschaft endlich aufbrach und sich empfahl.

Frau Eugenie fühlte sich sehr ermüdet und suchte sofort ihre Ruhestatt auf, welchem Beispiele Rosa und Wilhelm folgten. Aber auch der Dienerschaft fielen die Augen zu, denn sie hatte während des gesamten Tages auf den Beinen sein müssen; sie beeilte sich daher in dem Geschäfte des Aufräumens, und bald nachher lag die geräumige, noch kurz vorher so glänzend erleuchtet gewesene Etage in tiefer Finsterniß da.

Ruhe und Stille herrschten im ganzen Hause und es hatte den Anschein, daß seine sämtlichen Bewohner schliefen, dem war jedoch nicht so. In dem kleinen Arbeitskabinet, welches an das Contor stieß, brannte noch Licht.

Beim Scheine der Lampe saß dort Niedt vor seinem Pulke. Das sorgenschwere Haupt war auf den rechten Arm

gestügt, während die Augen das Hauptbuch anstierten, welches aufgeschlagen vor ihm lag.

Ein Seufzer nach dem andern entwand sich des Großhändlers Brust und seine Wangen zeigten Todesblässe. Immer heftiger zitterte die Hand, wenn es galt, das Facit einer neuen Zahlenkolonne zu verzeichnen, ja, sie versagte sogar schließlich den Dienst, als das Endergebniß der Aktiva und Passiva zu Tage trat.

Riedt zog das Taschentuch, um sich den Schweiß von der Stirne abzuwischen.

„Warum mußte ich auch volle drei Jahre dem Geschäfte fern bleiben!“ ächzte er. „Wie viele günstige Gelegenheiten zu erfolgreichen Spekulationen habe ich mir dadurch entgehen lassen! . . . Eine so alte, ehrenwerthe Firma, wie Gotthold Riedt — und am . . .“

Er vermochte den Satz nicht zu beenden. Gleich einem Verzweifelnden fuhr er sich durch die Haare und schlug die Fäuste vor die Stirn.

„Ich vermöchte das Unglück nicht zu ertragen,“ rief er nach einer Weile heftig aus. „Wahrlich, eher wäre ich im Stande . . . Doch nein, nein,“ fuhr er nach kurzer Pause gefaßter fort, „Gott ist gnädig und wird mir seinen Beistand nicht versagen. Pfui, wie konnte ich auch nur einen Augenblick so erbärmlich denken! Bin ich ja doch kein Feigling, sondern vertraue dem guten Geiste, in dessen Händen unser Aller Schicksal ruht. Auch stehe ich ja noch nicht vor dem Abgrunde, sondern befinde mich nur in einer augenblicklichen Verlegenheit. Meine Firma genießt des besten Rufes und so wird es mir nicht schwer werden, die nöthigen Kapitalien zu erhalten. Schon morgen will ich Schritte thun, gleichzeitig aber auch eine fürchterliche Abrechnung halten.“

Der zornige Ausdruck von Riedt's Gesicht zeigte deutlich, daß es ihm Ernst mit dieser Drohung war. Er klappte

die Bücher zu, schloß das Pult ab und schritt nach der Thüre. Dort wandte er sich noch einmal um und sagte leise vor sich hin:

„Du sollst mich von nun an wieder täglich sehen, geliebtes Arbeitszimmer. Keine Gesellschaft und keine Rücksicht der Welt werden mich in diesem Entschlusse wankend machen. Hier, im Contor, ist mein Platz; das bin ich nicht nur mir und meinen Kindern, sondern auch der alten Firma schuldig, deren Leiter und Lenker ich zu sein mich rühmen darf.“

Nach diesen Worten verließ er das Parterregechoß und begab sich nach seinem Schlafzimmer.

Wenige Minuten später erlosch in dem großen alten Hause das letzte Licht, und Stille und Finsterniß blieben während des Resttheils der Nacht nunmehr die unumschränkten Herren.

Zweites Kapitel.

Ein Schuss.

Ein freundlicher Sonntag war angebrochen und in feierlichen Klängen luden die Glocken zum Kirchgange ein.

Rosa und Wilhelm betraten, die Gesangbücher in der Hand, gemeinschaftlich des Vaters Zimmer, um ihn — nach althergebrachter Weise — zum Besuche des Gotteshauses einzuladen. Wie erstaunten sie aber, als sie zur Antwort erhielten:

„Ich muß heute daheim bleiben, daher geht ohne mich.“

Sie glaubten kaum ihren Ohren zu trauen, mußten es aber schließlich doch thun, da Niedt seine Worte finster und eindringlich wiederholte. Es war ihm anzusehen, daß er allein zu sein wünsche, und nachdem Rosa und Wilhelm das Zimmer geräumt, stieß er einen erleichterten Seufzer aus.

Es war heute Sonntag und somit blieb das Contor geschlossen. Diese Einhaltung der Sonntagsfeier gehörte mit zu den verschiedenen Begünstigungen und Bevorzugungen, welche die Commis Niedt's vor Andern ihresgleichen genossen. In allen Contoren der Stadt wurde Sonn- und Feiertags während des Vormittags gearbeitet; Niedt war ein viel zu gottesfürchtiger Mann, als daß er das alte Bibelwort: „Sechs Tage sollst Du arbeiten und am siebenten ruhen!“ umgangen hätte. So that er denn heute Etwas mit schwerem Herzen; er holte sich nämlich verschiedene Handlungsbücher, sowie Briefpapier und Couverts aus dem Contor und begann hierauf seine Arbeit.

„Gott allein weiß,“ murmelte er seufzend, „daß ich sein Gebot nur höchst ungern umgehe, ich kann nicht anders. Jede Minute ist heute für mich kostbar und das kleinste Verschmämmiß von schweren Folgen.“

Er griff nach der Feder und begann emsig zu schreiben. Nach Verlauf einer Stunde lagen bereits mehrere Briefe, versiegelt und adressirt, auf dem Tische.

Niedt klingelte.

„Ist Bregel, der Markthelfer, noch da?“ fragte er das eintretende Stubenmädchen.

Die Dienerin bejahte.

„Gut,“ versetzte Niedt. „Er soll sofort diese Briefe an Holm & Compagnie — Gebrüder Meyer — und an Dorst's Erben überbringen. Auf Antwort zu warten ist nicht nöthig, wol aber, daß ein jeder der Briefe direct an seine Adresse gelangt.“

Das Mädchen nahm die Schreiben vom Tische weg und entfernte sich.

„Gott gebe einen glücklichen Erfolg,“ murmelte der Großhändler, der Dienerin gedankenvoll nachblickend. „Gehen die Herren auf meine Vorschläge ein, so habe ich nichts zu befürchten. Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, an den Bankier Treufels zu schreiben und ihn um einen Kredit zu ersuchen.“

Er griff abermals zur Feder, diesmal dauerte es jedoch längere Zeit, ehe er mit dem Schreiben zu Ende war. Natürlich, galt es ja doch, den Bankier zu überzeugen, daß er nicht das Geringste zu riskiren habe, weshalb denn eine längere Auseinandersetzung nöthig erschien.

„Es ist jetzt halb zwölf,“ sagte Niede, während er den Brief schloß, „Treufels befindet sich somit noch auf seinem Contor.“

Ein abermaliges Klingeln rief das Stubenmädchen herbei.

„Ist Bregel zurück?“

„Noch nicht,“ lautete die Antwort.

„So besorgen Sie den Brief hier. Sie kennen ja das Haus des Bankier Treufels.“

„Et gewiß,“ versetzte das Mädchen, „Ecke der Louisenstraße, kaum dreihundert Schritt von hier. Soll ich auf Antwort warten?“

„Nein. Nun bleibt mir nur noch eine Arbeit übrig,“ murmelte Niede, als er sich wieder allein befand, „nämlich, alle gefälschten Zahlen des Hauptbuches auf einen Zettel zu notiren. Die Summe derselben wird mir dann die Höhe des Betrugs anzeigen.“

Längere Zeit herrschte wieder die größte Stille im Zimmer, bis plötzlich der Großhändler auffuhr, die Feder von sich warf und zornig ausrief:

„Solch' ein Hallunke! Die unterschlagenen Gelder

repräsentiren bis auf Heller und Pfennig meine Passiva. Doch nur Geduld, ich werde mir schon mein Recht verschaffen. Wehe ihm, wenn er das gestohlene Gut nicht herauszugeben vermag! Er hat von mir auf keinerlei Schonung zu hoffen."

Jetzt öffnete sich die Thüre, welche in das Boudoir Frau Eugeniens führte und die Letztere trat ein.

"Noch immer beschäftigt?" sagte sie unmutig und mit gefalteter Stirne.

"Ich habe meine Arbeit soeben beendet, Liebe," erwiderte Niedt mit erzwungener Freundlichkeit. "Sind die Kinder aus der Kirche zurück?"

"Ich weiß nicht, — doch ja, ich glaube, — ja, richtig, Rosa war ja vor wenig Minuten erst bei mir."

"Du scheinst heute sehr an Zerstreuung zu leiden, Liebe," sagte der Gemahl lächelnd.

"Ach ja," seufzte Frau Eugenie, "wie könnte es auch anders sein. Denke Dir nur, die Schneiderin hat mich im Stiche gelassen und ich muß nun ein anderes Ballkleid wählen."

"Ein Ballkleid?" wiederholte der Großhändler nachdenklich.

"Nun ja; hast Du vergessen, daß heute der große Ball im Casino ist? Du scheinst gleichfalls sehr zerstreut zu sein, lieber Mann."

"Daran habe ich allerdings nicht gedacht," entgegnete er mit einem schwer unterdrückten Seufzer.

"Ich ahnte es," lachte Frau Eugenie, "und war daher so frei, die Sorge für Deine Balltoilette zu übernehmen."

"Sehr freundlich von Dir, allein ich werde den Ball nicht besuchen."

Der heitere Ausdruck, den das Gesicht der Gattin angenommen, verschwand bei diesen Worten. Sie hatte sich

seit Wochen auf diesen Abend gefreut und fürchtete jetzt, daß ihre Hoffnung zu Wasser geworden sei.

„Wie gesagt,“ ergriff Niede abermals das Wort, „ich verzichte auf den Ball und Du mußt mit der Gesellschaft der Kinder fürlieb nehmen. Ich glaube indessen,“ fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „daß Du mich kaum vermissen wirst, besonders da ich nicht tanze und Du also ohnehin auf Fremde angewiesen bist. Wilhelm soll meine Stelle vertreten und an ihm hast Du zugleich einen flotten Tänzer.“

Die heitere Laune Frau Eugeniens kehrte zurück und sie fragte nur noch, aus welchem Grunde der Gemahl vom Balle fern bleibe.

„Ich habe Arbeiten von großer Wichtigkeit zu erledigen,“ lautete Niede's Antwort, „und außerdem heute Abend in Geschäftsangelegenheiten Jemand zu empfangen.“

Damit war das Gespräch zu Ende und der Tag verstrich unter den verschiedenen Vorbereitungen, die Frau Eugenie zum Balle traf.

Rosa und Wilhelm hatten sich, nach Art junger Leute, gleichfalls auf den heutigen Abend gefreut; als sie aber des Vaters Entschluß erfuhren, trübten sich ihre Mienen und die muntere Mama mußte ihre ganze Ueberredungskunst aufbieten, da das Geschwisterpaar sich jetzt gewillt zeigte, den Ball gleichfalls nicht zu besuchen. Ja, Wilhelm schwankte sogar noch, als der Wagen, der sie nach dem Casino bringen sollte, bereits vorgefahren war.

„Begleite Du die Mutter,“ sagte er zu Rosa, „und laß mich zu Hause bleiben. Es ist mir so eigenthümlich zu Muthe und mein Herz pocht ängstlich, ohne daß ich den Grund hiefür anzugeben vermag. Kurz und gut, ich habe das Gefühl, als müßte jeden Augenblick etwas ganz Absonderliches passiren, und gleich darauf kommt es mir wie-

der vor, als ob alles Ungemach sich zerstreuen würde, wenn ich zu Hause bliebe.“

„Lächerlich,“ rief Frau Eugenie unwillig, „das sind die Gefühle, die jeden jungen Menschen vor einem Balle beschleichen. Ich kann unmöglich ohne männliche Begleitung im Casino erscheinen, daher wünsche ich ausdrücklich, daß Du mit mir und Rosa den Ball besuchst.“

Wilhelm sah seine Schwester an, und da ihre Augen ihn zu bitten schienen, kein Freudenverderber zu sein, so gab er achselzuckend nach.

Der Wagen mit seinen Insassen war davon gerollt und Riedt begab sich nach dem Contor.

„Acht Uhr vorbei,“ murmelte er, auf die kostbare Taschenuhr sehend, „also noch eine kurze halbe Stunde.“

Ein leises Klopfen an der Eingangsthüre unterbrach seine Rede. Er schaute betroffen auf, jedoch die Ueberraschung wich aus seinen Mienen, als er in dem Eintretenden seinen Diener Friedrich erkannte.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr,“ begann Derselbe, „allein ich habe gestern das Kästchen mit den beiden Revolvern aus Ihrer Arbeitsstube mit hinauf genommen, um dieselben zu putzen, und vergessen, das Kästchen wieder an Ort und Stelle zu bringen.“

„Schon gut,“ lächelte Riedt, „setzt es nur auf jenen Tisch dort. Ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?“

Friedrich hustete verlegen.

„Ei,“ versetzte der Großhändler ungeduldig, „so sagt kurz und gut Euer Anliegen; ich bin doch wahrhaftig kein so strenger Herr, vor dem Ihr Euch zu fürchten braucht.“

„Nein, das weiß Gott,“ entgegnete Friedrich treuherzig. „Sie sind ein guter Herr, auch will ich nicht lügen und offen bekennen, daß das Revolverkästchen nur die Nebensache gewesen ist, warum ich den gnädigen Herrn gestört. Es findet nämlich heute im Gasthof zum Adler ein

Dienerball statt und wir Alle hier im Hause, mit Ausnahme der alten Gertrude, haben Einladungen dazu erhalten, — so möchte ich denn den gnädigen Herrn fragen, ob —“

„Ob ich Euch Erlaubniß gebe, den Ball zu besuchen,“ vollendete Niede, während der Diener lebhaft nickte. „Ihr könnt Alle gehen, nur sorgt dafür, daß gegen zwei Uhr Frau und Kinder aus dem Casino abgeholt werden und zu dieser Zeit Alles hier in Ordnung ist.“

Friedrich bedankte sich tausendmal und zog sich eilig zurück, zumal seine Beine vor lauter Freude nicht umhin konnten, einen Trambulettsprung zu vollführen, der Anstand aber erheischte, daß dies außerhalb von Niede's Gesichtskreise stattfand.

Und so lag denn wenige Minuten später das große Haus wieder einmal einsam und öde da. Hinter allen Fenstern gähnte tiefe Finsterniß, jenes ausgenommen, das in die Arbeitsstube Niede's mündete, und jenes, hinter welchem die halbtaube, alte Gertrud an einem Tische mit Nähterei beschäftigt war. Die Matrone gehörte zu den Ueberbleibseln einer längst vergangenen Periode, und da die ehrwürdigen Familienmöbel verkauft waren, so konnte sie als das einzige alte Möbel im Hause angesehen werden. Ihr Geburtsjahr kannte Niemand und sie selbst wußte es nicht. Aber so viel stand fest, daß sie die Siebenzig längst passirt hatte. Sie vermochte sich an das Leben und Treiben der Neuzeit nicht recht zu gewöhnen, um so lieber erzählte sie von jenen entschundenen Jahren, wo Peter Niede noch ein kleiner Knabe und ihrer Obhut anvertraut gewesen war. Wenn sie auf dieses Thema verfiel, konnte sie stundenlang schwäzen, während sie sich für gewöhnlich still und schweigsam zeigte. Das war aber nicht der Fall, wenn sie sich allein befand, denn dann murmelte sie allerlei unverständliches Zeug vor sich hin.

So geschah es auch am heutigen Abend.

„Es ist ganz recht, daß er nicht mit auf den Ball gegangen ist,“ brummte Gertrud, während die Nadel emsig die alte Leinwand durchstach. „Die Bewohner dieses Hauses sind von jeher an Einfachheit gewöhnt und nicht so vergnügungsfüchtig, wie die junge Frau. Weiß nicht, sie will mir gar nicht recht in den Rahmen passen. Gebe zu, daß sie eine gute Seele ist, allein sie stellt die ganze Wirthschaft auf den Kopf und hält den Peter von der Arbeit ab. Das thut aber nicht gut, nein, nicht gut. Ei, was hat der selige Herr so fleißig gearbeitet! Von früh bis spät sah man ihn im Contor. Die heutige Welt ist eben anders, ja, ja, ganz anders, und ich vermag mich nicht in sie zu schicken, und der Peter — sollt' ich meinen — auch nicht. Unsere Zeit ist eben vorbei und es wird gut sein, wenn wir uns trollen . . . Profit!“ rief sie nach kurzer Pause, gleich darauf aber sah sie sich verwundert um. „Niemand hier?“ rief sie aus und ließ die Arbeit für einen Augenblick in den Schooß sinken. „Ei, Du meine Güte, war mir's doch, als habe Jemand dicht vor meinem Ohr genießt, und das recht stark. Hm, hm, wie ein alter Mensch sich doch irren kann; alle Sinne lassen eben nach, darum wird es Zeit, daß Gott ruft.“

Hierauf verfiel die alte Frau in ein tiefes Nachsinnen, endlich schlossen sich ihre Augen und sie schlief ein.

Stundenlang verbrachte sie in diesem Schlummer, bis das Geräusch der heimkehrenden Ballgäste sie wieder ermunterte.

Ein lebhaftes Schwätzen begann, und namentlich Frau Eugenie wurde nicht müde, von den Freuden des vergangenen Abends zu erzählen.

„Der Vater wird sich freuen, Kinder,“ äußerte sie zu dem Geschwisterpaar, „wenn er vernimmt, daß ich auch keinen einzigen Tanz ausgesetzt habe.“

„Nief er nicht?“ bemerkte Wilhelm, dessen Brust nach wie vor beklommen war.

„Habe nichts gehört,“ entgegnete Frau Eugenie, „doch wollen wir gleich sehen, ob Du Recht gehabt.“

Damit öffnete sie das anstoßende Schlafzimmer, insgeheim von dem Wunsche getrieben, daß der Gemahl wach sein möge, um ihm schon jetzt ihre Triumphe erzählen zu können. Erstaunt trat sie jedoch einen Schritt zurück, denn Niedi's Bett war leer.

„Er kann doch unmöglich noch im Contor sein?“ sagte sie, zu Rosa und Wilhelm gewandt.

Ohne ein Wort zu äußern, zündete der junge Mann ein Licht an, um sich nach dem Contor zu begeben. Das bange Gefühl, welches er nicht abzuschütteln vermochte, nahm heftig zu und verhinderte ihn am Sprechen. Um so deutlicher verriethen die Mienen Wilhelm's seine Gedanken.

Angstlich klammerte sich Rosa an ihn und flüsterte:

„Ich werde mit Dir gehen.“

Aber auch Frau Eugenie vermochte sich eines seltsamen beengenden Gefühls nicht zu erwehren, weshalb sie sich denn gleichfalls anschloß.

Geistern gleich huschten die drei Ballgäste die Treppe hinab. Die Thüre des Contors stand offen und desgleichen jene, welche in das Arbeitszimmer des Chefs führte. Unter einem Frösteln, das keines der Drei zu überwinden vermochte, traten sie in das kleine Gemach ein. Wilhelm hielt das Licht hoch empor, im nächsten Augenblicke aber schon stellte er es hastig auf einen kleinen Tisch; ein allgemeiner Ausschrei erfolgte, dann vernahm man nichts, als ein heftiges Schluchzen. Aller Augen hefteten sich auf ein und denselben Gegenstand, welcher inmitten des Zimmers lag.

Es war der entseelte Körper Niedi's. Dicht neben ihm lag ein Revolver und die Wunde in seiner Brust zeigte deutlich an, was hier in stiller Nacht geschehen war.

Wilhelm warf sich laut jammernd auf die Leiche seines Vaters, die bleiche Stirn mit unzähligen Krüften bedeckend

und in wilder Verzweiflung versuchend, dem leblosen Körper neuen Odem einzublafen. Was helfen aber alle Bemühungen, wenn das Räderwerk zerstört ist und das Blut, dieses Lebens-Elixir, all' seine Beweglichkeit verloren hat?

Es war ein graufiger Gegensatz, der hier obwaltete. Befanden sich ja noch die Damen in ihrem Ballstaate, welcher namentlich bei Frau Eugenie den höchsten Glanz erreichte. Die Blumen auf dem Kleide und im Haare, die in Gold gefaßten Brillanten auf dem weißen Halse und an den Fingern und Armen, — sie Alle redeten von stolzer Lebenslust; sie Alle hatten den Zweck, die Blicke der Mitwelt auf sich zu ziehen. Und der Mann, der da so ruhig und still am Boden lag, gehörte er nicht auch zur Mitwelt? Und doch wie kleinlich, ja, wie erbärmlich nahmen sich jetzt alle diese Kostbarkeiten ihm gegenüber aus, dessen Seele entflohen war in ein Reich, das hoch erhaben ist über die Luft dieser Welt und ihre kleinlichen Coquetterieen.

Damen im Ballstaat an der Seite eines Todten! Wahrlich, die Thränen, welche aus Rosa's Augen unaufhaltsam rannen, blizten herrlicher im Kerzenscheine, als die Diamanten Frau Eugeniens.

Die alte Gertrud war nachgeschlichen, und nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt, trat sie jetzt vor und sagte mit nachdenklicher Stimme:

„Gott der Herr rief, und Du mußtest kommen, Peter. Jetzt weiß ich auch, woher das Niesen kam, es ist der Schuß gewesen.“

„So glaubst Du also wirklich, daß er Hand an sich gelegt?“ rief Rosa in stürmischer Verzweiflung.

Eine lange Weile blickte die alte Frau auf den Todten herab, dann faltete sie die Hände und verließ mit den Worten: „Gott wird richten!“ das unheimlich stille Gemach.

Drittes Kapitel.

Neues Leben.

Das geräumige Contor des Bankiers Treufels war von den Commis verlassen worden, da der Zeiger der Uhr auf die ersehnte achte Abendstunde wies. Niemand befand sich mehr darin, als der Chef des Hauses und ein langer, hagerer, Ausgangs der Dreißiger stehender Mann, dessen stehende graue Augen von borstigen Brauen tief beschattet wurden. Der angenehme Eindruck, welchen im Allgemeinen sein Gesicht hervorrief, wurde durch diese charakteristischen Merkmale bedeutend beeinträchtigt und nur dem sonoren Klange seiner Stimme, sowie den ihm eigenthümlichen feinen Manieren hatte er es zu verdanken, daß man ihn nicht geradezu abstoßend fand.

Es ist nicht das erste Mal, daß wir ihm begegnen, in dessen fand sich bisher keine passende Gelegenheit, den Leser mit seinem Aeußeren näher bekannt zu machen.

„Wer hätte geglaubt, daß diese ehrwürdige, alte Firma dem Bankerott so nahe gestanden?“ äußerte der Bankier. „Ich bin Ihnen, verehrter Herr Lindel, in der That außerordentlich dankbar, daß Sie mich noch rechtzeitig gewarnt.“

„Was jedenfalls nicht geschehen wäre,“ entgegnete verbindlich der bisherige Prokurist, „wenn mich nicht der Zufall mit Niede's Dienstmädchen in dem Augenblick zusammengeführt hätte, wo sie Ihnen den Brief überbrachte. Da ich den Stand der Dinge nur zu genau kannte, so ahnte ich sofort, daß der Brief die Bitte um ein größeres Darlehen enthielt.“

„Und ich würde die Summe ohne alles Bedenken noch an dem nämlichen Tage Niede übersandt haben, hätten Sie

mich nicht mit Ihrem Besuche beehrt," versetzte Treufels. „Was wird nun mit dem Geschäft geschehen? . . . Mein Gott, Niedt muß sich schwer vergangen haben, daß er, der sonst so religiöse Mann, sein Leben mit einem Selbstmord endete.“

„Es ist nicht das erste Mal," behauptete Lindel mit einem unangenehmen Lächeln, „daß ein allgemein geachteter Mann in der Stille dem guten Rufe in's Gesicht schlug und sich zu Thaten hinreißen ließ, welche nahezu an ein Verbrechen streiften. Diese Art von Leuten lebt stets der Hoffnung, daß ihre geheimen Sünden nie an's Tageslicht kommen werden, bis der schwindelhafte Aufbau plötzlich zusammenbricht und sie sich vermittelst eines Schusses der irdischen Gerechtigkeit entziehen.“

„Sie haben Recht," kopfnickte der Bankier, seinem Besuche eine Priße anbietend. „Die luxuriöse Lebensart Niedt's wollte mir von jeher nicht gefallen, doch sagte ich mir, daß sein Reichthum es ihm gestatte, ein großes Haus zu führen. So viel ich weiß, kümmerte er sich in den letzten Jahren sehr wenig um das Geschäft.“

„Leider," seufzte Lindel. „Wie oft stand ich im Begriffe, ihm Vorstellungen zu machen und ihm zu sagen, daß die schlechten Conjunctionen, sowie mehrfach verfehlte Speculationen einen Rückschritt im Geschäft herbeigeführt. Er verschloß aber stets sein Ohr und blieb meinen Warnungen gegenüber taub.“

„Sonderbar," rief der Bankier aus, „wirklich ganz sonderbar! Ich und wir Alle haben uns in Niedt's Charakter vollständig getäuscht. Die letzten Jahre genügten, einen ganz anderen Menschen aus ihm zu machen. Er ist jedenfalls zu nachgiebig gegen seine Frau gewesen. Doch um auf meine Frage wieder zurückzukommen, was wird mit dem Geschäft nun geschehen? Die Bant kann nicht eröffnet

werden, da das reiche Inventar des Hauses die Passiva mehr als deckt.“

„Diese Frage zu beantworten ist der Zweck meines Besuchs,“ entgegnete Lintel in außerordentlich liebenswürdigem Tone. „Ich habe die Absicht, das Geschäft mit seinen Aktiven und Passiven zu übernehmen, insofern mir die Gläubiger zur Deckung ihres Guthabens Frist gestatten. Ich habe Alle aufgesucht und überall günstige Antwort erhalten, — Dorst's Erben ausgenommen. Die Forderung dieser Firma ist leider so bedeutend, daß auf ihre Entscheidung Alles ankommt.“

Bankier Treufels zeigte sich über diese Ungefälligkeit der Dorst'schen Erben sehr ungehalten.

„Es sind unangenehme Menschen,“ rief er lebhaft aus, „elende Krämerseelen, die auf den Gewinn Anderer schelen Augen blicken. Ich weiß aus Erfahrung, daß ihnen Nieb's Geschäft von jeher im Magen gelegen hat, da es ihnen große Concurrnz bereitete. — Besitzen Sie etwas Vermögen, Herr Lintel?“ fragte er nach kurzer Pause plötzlich.

Der Procurist bejahte und fügte hinzu, daß er sich erlauben werde, Herrn Treufels einen genauen Einblick in seine finanziellen Verhältnisse zu verschaffen.

„Schön,“ entgegnete der Bankier. „Ich habe Sie stets als einen fleißigen, geschäftskundigen Mann geschätzt und von jeher dem Grundsatz gehuldigt, verdienstvolle Anfänger möglichst zu unterstützen. Lassen Sie mich also einen Einblick in Ihre Vermögensverhältnisse thun, worauf ich dann keinen Augenblick anstehen werde, Ihnen die Mittel an die Hand zu geben, Dorst's Erben zu befriedigen.“

Lintel fand nicht Worte genug, seinen Dank gegen den Bankier zu äußern, und als er das Haus desselben verließ, strahlte es sonnig aus seinen grauen, stechenden Augen.

Wenige Tage später verkündeten die Tagesblätter,

daß der ehemalige Prokurist der Riedt'schen Firma dieselbe übernommen und das Geschäft aus eigenen Mitteln fortführen werde. An diese Mittheilung schloß sich ein herzlicher Glückwunsch, sowie die höchste Anerkennung von Rinkel's Verdiensten.

Der bisher so geachtete Name „Riedt“ war durch das verbrecherische Ende seines letzten Sprossen in Mißkredit gekommen und an die Stelle des erloschenen Sterns trat nunmehr der ehemalige Prokurist, von der gesammten Geschäftswelt verehrt und hoch angesehen.

In dem altehrwürdigen Hause der Königsstraße waren inzwischen traurige Veränderungen vorgegangen. Frau Eugenie hatte es zuerst verlassen und sich in die Arme ihres Vaters geflüchtet. Nachdem sie den Vorrath ihrer kostbaren Kleider, Juwelen und anderen Gegenstände in Sicherheit gebracht, wandte sie sich mit herzlichem Bedauern zu Rosa, deren rothgeweinte Augen starr vor sich hinblickten.

„Wie so gerne würde ich Dich mit mir genommen haben, liebes Mädchen,“ äußerte Frau Eugenie, „allein das kleine Vermögen meines Vaters reicht eben nur knapp hin, mich und ihn vor Mangel zu schützen. Dein Schicksal bekümmert mich tief, zumal Du keinerlei Stütze hast. Wäre nur die Praxis Wilhelm's ein klein wenig größer, so würde ich keine Sorge um Deine Zukunft tragen; ich fürchte indessen, daß der arme junge Mann nicht einmal sich selbstständig wird ernähren können.“

„Mein armer, guter Bruder,“ seufzte Rosa und ein neuer Thränenstrom brach aus ihren lieben, blauen Augen.

„Bedaure lieber Dich, mein gutes Mädchen,“ versetzte Frau Eugenie gerührt, „mein Gott, was soll nur aus Dir werden? So viel ich vernommen, werden nach dem Verkauf des Inventars und der Befriedigung der Gläubiger nur wenige hundert Thaler uns verbleiben. Ich erhebe selbstverständlich keinerlei Anspruch, sondern lasse Dich die

alleinige Erbin sein. Allein was nützt Dir diese kleine Summe?"

„Gott wird mich nicht verlassen,“ antwortete Rosa leise. „Die Sorge um meine Zukunft quält nicht mein Herz, wol aber der Schmerz um meinen armen Vater, der mir so plötzlich entrissen wurde. Ach, und selbst diesen Schmerz, so entsetzlich er auch ist, würde ich schließlich überwinden, wenn nicht noch ein anderer Kummer mein Herz belastete, ein Kummer, der mich zu erdrücken droht.“

„Vertraue ihn mir, meine Rosa,“ entgegnete Frau Eugenie mild und freundlich, ihre Rechte um des jungen Mädchens Nacken schlingend, „vielleicht ist es möglich, daß ich Dir rathen kann.“

Rosa schüttelte traurig den blonden Lockenkopf.

„Hier giebt es keine Hilfe,“ sagte sie gepreßt.

„Mein Gott, was ist es denn?"

Die großen blauen Augen Rosa's sahen vorwurfsvoll die junge Wittwe an und schienen zu fragen:

„Trägst Du den Kummer, der in meinem Herzen wühlt, nicht auch?"

Allein die lebenslustige Frau schien ihren stummen Blick nicht zu verstehen, weshalb Rosa mit leiser, aber viel-sagender Stimme begann:

„Mein Vater war ein gottesfürchtiger Mann. Er allein lehrte uns Gott in seiner Größe und Liebe kennen und sein Beispiel eiferte uns an, ihm nachzuahmen; so lang ich zu denken vermag, habe ich meinen Vater nur als edeln Menschen gekannt und ich weiß, daß Nichts im Stande war, ihn von dem Wege abzubringen, Gottes Gebote zu befolgen. Er war mein Ideal; — dieses Ideal liegt aber nun zertrümmert vor meinen Füßen, denn die Welt behauptet, daß er, um der verdienten Strafe zu entgehen, Hand an sich gelegt und seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht habe. Mein Vater — er, der Gott im Herzen

trug und nach seiner Lehre lebte und handelte — — ein Selbstmörder!“

Dieses letzte Wort stieß Rosa in schrillum Tone hervor und, gleich einer Verzweifelnden, fakte sie krampfhaft das schöne Vockenhaar, während sie ächzend und stöhnend im Zimmer umher ging.

„Nicht so, Rosa, nicht so,“ bat Eugenie, ihr auf Schritt und Tritt folgend. „Du bist ein gutes, frommes Kind, daher hoffe auf Gott und lebe der festen Ueberzeugung, daß er Deinem Vater vergeben wird.“

„Wie!“ rief Rosa und der Ausdruck ihres Gesichts hatte jetzt etwas wildes, „so glaubst auch Du an die Schande meines Vaters?“

„Du bist jetzt aufgereg,“ entgegnete Eugenie in kälte-rem Tone, „ich kann daher über diesen Punkt nicht mit Dir sprechen; auch habe ich es bisher vermieden, da ich annehmen durfte, welchen Schmerz es Dir verursachen würde. Hat mich das schauerliche Ende Deines Vaters ja selbst sehr angegriffen. Wenn Du ruhiger bist, so —“

„Ich bin ruhig, ich bin ruhig,“ entgegnete Rosa in einem Tone, der ihre Worte Lügen strafte. „Was hast Du mir in diesem Punkte zu sagen?“

„Nichts weiter,“ versetzte Eugenie, „als daß es Unrecht von Dir ist, den nur zu wahren Ausspruch der Welt über das Ende Deines Vaters in Zweifel zu ziehen. Es ist eine freilich traurige Thatsache, aber doch eine Thatsache, eine schreckliche Wahrheit. Die Aussagen Friedrich's beweisen nur zu deutlich, daß der unselige Gedanke Deines Vaters, Hand an sich zu legen, zum Entschlusse wurde, als er das Kästchen mit den Revolvern sah. Sein Benehmen während des vorhergegangenen Tages ist ein weiterer Beweis, desgleichen seine Correspondenz am Sonntag Vormittag.“

„Das will Alles nichts sagen,“ rief Rosa leidenschaft-

lich. „Ich hätte am Wenigsten geglaubt, daß die Frau, welche so unendlich viele Wohlthaten von meinem armen Vater empfangen, und deren luxuriöse Lebensweise einzig und allein die traurige Katastrophe herbeigeführt, — daß diese Frau so wenig Mitgefühl für den theuern Verbliebenen hegt und in die gemeine Anklage der Welt mit einstimmt.“

Dieser nur allzugerechte Vorwurf verwundete Eugenie tief in ihrem Stolze. Sie bäumte sich, gleich ihm, hoch empor, während ihre Blicke voll Haß auf die Stieftochter gerichtet waren.

„Durch diese Worte,“ begann sie mit heiserer Stimme, „hast Du unsere Trennung ausgesprochen und mich jeder Rücksicht überhoben, die ich bis jetzt gegen Dich beobachtet. So wisse denn, Du thörichtes Mädchen, daß Dein Vater — hätte er nicht noch rechtzeitig seinem Leben ein Ende gemacht — als Betrüger gerichtlich abgeurtheilt worden wäre. In dem Hauptbuche sind Blätter ausgerissen, woraus hervorgeht, daß Dein Vater Zahlen gefälscht. Noch ein paar Tage — und er wäre des betrügerischen Bankrotts überwiesen worden; diese Schande aber wollte er über seine Familie nicht bringen, daher führte er jenen verzweifelten Entschluß aus, und Du hast ihm nur zu danken, daß er dies that, nicht aber in sentimentalem Schmerze die Welt einer Lüge zu zeihen. Du würdest diese volle Wahrheit von mir nie erfahren haben, allein Dein Ausfall gegen mich verdient es, daß ich mit gleicher Münze zahle.“

Rosa stieß einen durchdringenden Schrei aus und sank zu Boden; Frau Eugenie fühlte sich zu tief gekränkt, um ihr Beistand angedeihen zu lassen, und verließ das Zimmer.

Längere Zeit lag das arme Mädchen bewußtlos am Boden; eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfassen und ihren Schmerzen wenigstens für kurze Zeit Einhalt gethan. Endlich aber kehrte das Bewußtsein zurück und mit einem Stöhnen erhob sich das bedauernswerthe Mädchen. Noch

hatte sie die Augen mit beiden Händen bedeckt, als eine fremde Hand sich leise und sanft auf ihre Schulter legte.

Erschrocken fuhr Rosa auf und starrte in zwei graue, stechende Augen, welche von buschigen Brauen beschattet wurden. Als ob eine Natter sie gestochen hätte, fuhr unsere arme Freundin zurück, die Hände gleichzeitig wie abwehrend vor sich streckend.

„Sie fliehen vor mir, Rosa?“ begann der Mann mit sanfter, weicher Stimme. „Wie weh' thut dies mir, da ich gekommen bin, Ihnen, der Verwaisten und Verlassenen, meine Hilfe anzubieten.“

Er trat einen Schritt vor, während Rosa abermals zurückwich.

„Ich habe Ihrem guten, armen Vater viel zu danken,“ fuhr er in herzlichstem Tone weiter fort, „und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich zeigen kann, daß er seine Güte keinem Unwürdigen zugewandt. Sie haben Ihren Vater innig geliebt, Fräulein Rosa, doch glauben Sie mir, daß ich dies in gleichem Grade gethan. Was wäre ich denn auch ohne ihn? Ein armer Commis, der sein Leben einförmig hinter dem Pulte vertrauern mußte; Ihr Vater aber, meine bescheidenen Fähigkeiten erkennend, hob mich empor, — ach, und hätte er meinen aufrichtigen Mahnungen nur ein einziges Mal ein williges Ohr geschenkt, er würde jetzt noch leben. Fräulein Rosa, Sie wissen, wer an dem luxuriösen Leben hier Schuld getragen, — Sie wissen, wer den theuern Verbliebenen dem Geschäft entzogen. Wol war der Reichthum der alten Firma ein großer, allein während der letztvergangenen vier Jahre brachen unglückliche Verhältnisse über die Geschäftswelt herein, blieben aber Ihrem Vater fremd, da er sich nicht mehr um das Geschäft kümmerte. Wie oft erschien ich hier, um mit ihm ein ernstes Wort zu reden, ihn zu bewegen, den kolossalen Aufwand in der Haushaltung zu beschränken; allein, gleich einem bösen

Geiste, stand Ihre Stiefmutter zwischen ihm und mir und indem sie meine Absichten ahnte, wußte sie es stets so einzurichten, daß Ihr Vater mich abwies. Die herzlose Frau, welche nur auf ihre Vergnügungen bedacht war, trifft alle Schuld. Das traurige Ende meines väterlichen Freundes ist nicht zu verwischen, dagegen soll der Ruf der alten Firma auch nicht im Geringsten leiden. Ich habe nicht eher geruht und gerastet, als bis die Gläubiger mir versprachen, mit ihren Forderungen in Geduld zu warten. Dadurch ist es möglich geworden, daß ich das Geschäft weiter führen kann. Ich weiß, Sie werden sich gern von dieser fürstlichen Einrichtung der Zimmer trennen, wenn ich Ihnen sage, daß durch den Verkauf des Inventars Ihr Vater als rechtlicher Mann vor der Welt dasteht und die Hauptsumme der Schuldenlast gedeckt ist. Mit dem Geschäfte übernehme ich gleichzeitig das Haus. Dasselbe soll aber nach wie vor Ihre Heimatstätte sein, Fräulein Rosa, und so bitte ich denn: werden Sie ein Mitglied meiner Familie, — bleiben Sie bei uns und lassen Sie mich für Ihre Zukunft sorgen.“

Diese Worte waren mit einer großen Herzlichkeit gesprochen; dennoch würden sie keinen großen Eindruck auf Rosa gemacht haben, da sie dem Munde eines Mannes entströmten, gegen welchen sie eine Art von Widerwillen empfand; da aber diese Worte eine bittere Anklage gegen jene Frau enthielten, welche kurz zuvor in so schonungsloser Weise das Andenken des theuern Vaters getrübt, so fühlte Rosa allen Widerwillen schwinden und sie drückte in stummer Dankbarkeit die dargebotene Rechte des früheren Prokuristen.

Nachdem sie sich endlich insoweit gefaßt, daß nicht mehr Thränen ihre Stimme ersticken, entgegnete sie:

„Ihre Worte haben mich mit Ihnen versöhnt, Herr Vinkler, und da Sie mir eine solche Offenheit gezeigt, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mein Bruder und ich —“

„Mich nicht leiden konnten,“ ergänzte Lintel lächelnd.
 „Ich weiß es, Fräulein Rosa. Der Mensch kann nichts für sein Aeußeres und das meinige ist unangenehm, ja sogar abstoßend.“

„Ich weiß jetzt aber auch,“ fuhr Rosa in warmem Tone fort, „daß diese rauhe Außenschale einen edeln Kern birgt. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr freundliches Anerbieten, wenn schon ich es nicht annehmen kann.“

„Und warum nicht, Fräulein Rosa?“ rief Lintel vorwurfsvoll.

„Weil ich kein Gnadenbrod essen mag, so gern mir auch dasselbe gereicht werden würde. Ich bin jetzt ein armes Mädchen, das aber in Folge der Güte seines Vaters so viel gelernt hat, um sich selbstständig durch die Welt zu bringen.“

„Was wollen Sie beginnen?“

„Ich werde mir eine Stelle als Gouvernante suchen.“

„Ich ehre Ihren Entschluß,“ versetzte Lintel, abermals die Hand Rosa's ergreifend, „und es wäre ein großes Unrecht von mir, Sie in Ihrem schönen Vorhaben wankend zu machen. Hören Sie aber jetzt weiter. Gott hat mir zwei liebe Kinder geschenkt; meine kleine Fanny zählt zwar erst drei Jahre, dennoch ist es gerade das Alter, in welchem der gute Keim gelegt werden muß. Würden Sie die Erziehung meines Töchterchens übernehmen, Fräulein Rosa? Glauben Sie nur, daß Sie mir dadurch einen großen Dienst erweisen, denn es giebt Niemanden, der so edle Gesinnungen dem kleinen Wesen einzuprägen vermöchte, als gerade Sie. Darum bitte ich inständig, sagen Sie nicht Nein.“

Rosa blickte auf den Boden, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und indem sie dem langen, hageren Mann ihre weiße Hand darbot, flüsterten ihre Lippen ein leises
 „Ja.“ . . .

Wer wenige Wochen später an dem alten Hause in der Königsstraße vorüber ging, bemerkte keinerlei Veränderung;

hinter den Fenstern des Parterregeschosses tauchten nach wie vor Pulte und daran arbeitende Commis auf, während die Fenster der obern Stockwerke sich schon hinter die dicken Mauern zurückzogen. Alles schien wie zuvor, und doch, doch — welch' entsetzliche Veränderung war mit dem alten Hause vorgegangen! Das zeigte am Besten das kleine Messing-schild, welches jetzt den Namen „Erich Linkel“ trug. Von dem ehemaligen Glanze fand man in den obern Gemächern keine Spur mehr, nur die Tapeten erinnerten an die vergangenen Zeiten. Fremde Menschen wohnten in den Zimmern und die Gesindestube stand leer. All' die treuherzigen Gesichter waren verschwunden, sogar auch jenes der alten Gertrud, die jetzt in einem Dachstübchen der Nachbarschaft von früh bis spät für die Leute nähte und mit Hilfe ihres Sparpfennigs sorgenlos der Zukunft entgegen sah. Nur eine einzige Person war in dem alten Hause geblieben, — unsere Rosa; und doch schien sie eine Andere zu sein, denn verschwunden war das Roth ihrer Wangen, der kindlich frohe Ausdruck ihres Gesichts, das liebliche Lächeln um den Mund. Bleich und ernst blickte sie jetzt in die Welt, und Sorge und Schmerz ließen ihr Antlitz altern. Wol hatte Linkel sein Wort gehalten und ihr eine liebevolle Aufnahme bereitet; aber trotz alle dem vermochte sie in dem alten Hause, wo jeder Winkel und jede Ecke sie an den theuern Heimgegangenen und an die seligen Tage erinnerte, welche das Geschwisterpaar mit dem liebenden Vater verlebte, nicht froh zu erscheinen. Jeder Tag machte sie vielmehr ernster, woran namentlich die jetzige Herrin des Hauses, Frau Antonie, Schuld trug. Sie war keine Fremde hier und die ehrwürdigen Räume ihr wohl bekannt; hatte sie ja doch noch vor vier Jahren darin geschalltet und gewaltet. Aber eben diese Räume erinnerten die Dame unausgesetzt daran, daß sie dieselben gegen ihren Willen hatte verlassen müssen, und der alte Bohn kehrte in ihre Brust

zurück. So kam es, daß sie zum Destern hochmüthig auf die arme Rosa blickte und ihr ihre dienende Stellung zu empfinden gab, indem sie sagte:

„Hätte nicht gedacht, jemals wieder hierher zurückzu-kehren; würde es auch gar nicht gewagt haben, der hoch-nässigen Frau Stiefmama und dem stolzen Herrn Vater einen Besuch abzustatten. So geht's aber in der Welt, was wir am Wenigsten vermuthen, trifft oft unerwartet schnell ein. Hätte Fräulein Rosa vor ein paar Monaten nicht fragen mögen, ob sie Lust verspüre, in meinem Hause die Stelle einer Gouvernante anzunehmen, — würde schön angekommen sein; ich glaube, der Herr Wilhelm hätte mich zur Thüre hinausgeworfen. Ja, ja, so geht's, — hahaha!“

Rosa sagte auf alle diese Gemeinheiten keine Sterbens-lybe, aber jedes der Worte traf, gleich giftigen Pfeilen, ihre Brust. Wie gern würde sie auf- und davongegangen sein, allein alle ihre Bemühungen, eine für sie passende Stelle zu finden, scheiterten, und so mußte sie in dem alten Hause bleiben, daß ihr jetzt vorkam, wie ein großes, kaltes Grab.

Es wäre eine Lüge, wenn wir behaupten wollten, daß Rosa eine schlimme Behandlung erfuhr; oh nein, Lindel kam ihr stets freundlich entgegen, sobald es seine Zeit gestattete, sich um Rosa zu kümmern, — und auch Frau Antonie zeigte sich ihr im Allgemeinen freundlich, aber es war jene kalte Freundlichkeit, welche erheuchelt ist und nur wegen irgend eines geheimen Zweckes zur Schau getragen wird.

Lindel's Frau, von niedrigen Eltern stammend, besaß außerdem nicht den Bildungsgrad, um ihre falsche Rolle consequent durchzuführen, und so kamen zum Destern Augen-blicke, wo aus ihren Blicken der offene Haß leuchtete, den sie gegen Rosa und ihre Familie im Herzen trug. Außerdem hatte das arme Mädchen verschiedene kleine Kränkungen

zu ertragen, die man im gewöhnlichen Leben als „Nadelstiche“ zu bezeichnen pflegt; sie verwunden nicht, verursachen aber trotz alle dem empfindliche Schmerzen. Zu diesen Nadelstichen rechnen wir, wenn Frau Antonie bei Tische gegen Rosa äußerte: „Fräulein scheint keinen rechten Appetit zu haben; natürlich, wir führen nur eine einfache Küche und das gute Kind ist an eine fürstliche Kost gewöhnt.“ — Oder bei Auswahl eines Kleides: „Ich werde doch lieber das einfache nehmen; was nützt es, in Sammet und Seide einher zu stolziren und dann schließlich die Frau eines Bankerottirers zu sein.“ — Oder aber, wenn es galt, die Einladungen zu einer Abendgesellschaft zu treffen: „Nur nicht über unsern Stand hinaus, Pinckel, denn das erheischt zu viel Geld und würde Dich in Sorgen stürzen; ich aber will nicht, daß Du eines schönen Tages mit zerschmettertem Kopfe im Contor liegst.“

Diese letzte lieblose Aeußerung hatte Frau Antonie übrigens nur ein einziges Mal gethan; wahrscheinlich war sie durch den furchtbaren Blick ihres Gatten eingeschüchtern worden. Sein Gesicht hatte sich entfärbt und seine Hand sich geballt, auch war er sofort vom Tische aufgestanden und aus dem Zimmer geeilt.

Dankbar blickte Rosa ihm nach; hatte er ja doch durch diese Bewegung verrathen, wie sehr ihn die Erinnerung an das traurige Ende seines ehemaligen Chefs erschütterte, und durch den vorwurfsvollen Blick, den er seiner Frau zugeworfen, zur Genüge seinen Unwillen ausgedrückt.

Im Ganzen genommen dauerten aber die Nadelstiche fort, und da Frau Antonie sah, wie geduldig Rosa Alles über sich ergehen ließ, so bekam sie Muth und ließ ihrer Gemeinheit auch Wilhelm gegenüber, wenn er seine Schwester zu besuchen kam, die Zügel schießen. Hier gerieth sie jedoch an den Unrechten und der junge Advokat sagte ihr

sehr freimüthig seine Meinung. Beim Weggehen äußerte er zur Schwester:

„Ich bedaure von ganzem Herzen, Rosa, daß Du in der Nähe dieses Weibes weilen mußt, doch sei fest überzeugt, ich werde Alles aufbieten, Dich anderwärts unterzubringen, mich aber sieht man in diesem Hause nicht wieder.“

Rosa hat den Bruder, das Letztere nicht zu thun, da sie ja doch sonst ganz vereinsamt dastünde, allein Wilhelm's Ehrgefühl war zu sehr verletzt und so beharrte er bei seinem Entschlusse.

„Wir werden uns trotzdem sehen, liebes Mädchen,“ sagte er, Rosa auf die Stirn küssend. „Der Sonntagnachmittag gehört ja Dir und ich werde Dich zur bestimmten Stunde stets in der Nähe des Hauses erwarten, um den Rest des Tages ungestört mit Dir zu verbringen.“

Er hielt sein Wort und so sehen wir das Geschwisterpaar an einem freundlichen Sonntagnachmittag Arm in Arm dem Thore zuschreiten, hinter welchem sich eine prächtige Allee ausdehnte, die zu einem besuchten Vergnügungsorte führte.

Rosa war heute auffallend schweigsam und Wilhelm fragte sie nach dem Grunde der Mißstimmung. Sie schützte erst Kopfweh vor; da aber Wilhelm ihren Worten nicht Glauben schenkte, so rückte sie endlich mit der Wahrheit heraus.

„Ich weiß nicht, was ich von Lindel denken soll,“ begann sie seufzend, „es hat sich etwas ganz Absonderliches ereignet und mir reichen Stoff zum Nachdenken gegeben.“

„Und was ist's?“ fragte Wilhelm erwartungsvoll.

„Dem ersten Anschein nach nicht viel,“ erwiderte Rosa. „Ein neuer Commis ist in's Geschäft getreten. Wenn ich Dir aber seinen Namen nenne, so wirst Du sicherlich ebenso erstaunt sein, als ich es gewesen bin.“

Wilhelm blickte sie fragend an.

„Ist der Name Schweigert noch in Deiner Erinnerung?“ fuhr Rosa fort.

„Schweigert?“ wiederholte Wilhelm. „Dieß jener Commis, welcher Gelder aus der Portokasse veruntreute, nicht so?“

Die Schwester nickte. „Und diesen Menschen hat Lindel in sein Contor aufgenommen, während er doch seine Entlassung dereinst bewirkte und sehr unzufrieden damit war, daß unser guter Vater den Dieb nicht der Gerechtigkeit überantwortete.“

Wilhelm zuckte die Achseln und erwiderte kein Wort. Schweigend schritt er neben der Schwester dahin und es hatte den Anschein, als ob er an nichts weiter dachte, während er in Wahrheit in ein tiefes Nachgrübeln versunken war.

Der Widerwille, den Rosa gegen Lindel gehegt, war durch seine edle Handlungsweise aus ihrem Herzen geschwunden; bei Wilhelm jedoch dauerte er fort und er sagte sich im Stillen: „Ich müßte mich schlecht auf die Menschen verstehen, wenn ich diesem Lindel irgend einen Grad von Edelmut zutraute. Dieser Mensch thut nichts ohne Zweck und Ursache. Ich bin fest überzeugt, daß ihm Rosa's Schicksal ganz gleichgiltig gewesen ist und hinter seiner scheinbaren Menschenfreundlichkeit irgend eine geheime Absicht lauert.“

Diese Ansicht wurde bei Wilhelm zur unumstößlichen Gewißheit, als er die Wiederaufnahme Schweigert's vernahm. Und nachdem er seinen Gedanken längere Zeit Audienz ertheilt, sagte er plötzlich zu Rosa: „Gib genau Acht, wie Lindel sich gegen seinen neuen Commis benimmt, und theile mir Alles mit.“

Die Schwester blickte den Sprecher verwundert an und

entgegnete: „Wie vermag ich das? Komme ich ja doch nie in's Contor.“

„Das ist auch gar nicht nöthig,“ versetzte Wilhelm, „denn dieser Schweigert wird in die Wohnung Bindel's kommen. Ja, ja, Rosa,“ fuhr er mit einem sonderbaren Lächeln fort, als die Schwester sich erstaunt zeigte, „so wird's geschehen, darum gib genau Acht, ich bitte Dich herzlich darum, ich habe meinen guten Grund, mehr kann und will ich Dir heute nicht sagen.“

Rosa wollte eine neue Frage thun, sah sich aber durch einen Dritten daran verhindert.

„Gott zum Gruß!“ rief plötzlich eine barsche Stimme dicht an der Seite des lustwandelnden Geschwisterpaars. „Das ist mir lieb, Euch Beiden endlich einmal auf neutralem Boden zu begegnen.“

Es war der alte Major Hasselmann, welcher Rosa und Wilhelm jetzt in den Weg trat und ihnen herzlich die Hände schüttelte. „Meine arme Eugenie,“ fuhr er in seiner rauhen Weise fort, „läßt mir keinen Tag Ruhe und bestürmt mich, Rosa aufzusuchen und ihr zu sagen, wie tief sie jene harten Worte bereue, die sie beim Abschiede zu dem kleinen Mädchen gesprochen. Verzeihe ihr, Rosa; glaube mir, Eugenie hat ein gutes Herz, wenn schon der verwünschte Stolz mit ihr zuweilen auf und davon rennt. Hättest Du, wie ich, gesehen, wie bitterlich sie wegen der Kränkung, die sie Dir zugefügt, geweint und die Worte der Reue gehört, Du würdest Dich keine Sekunde besinnen, sondern in ihre weitgeöffneten Arme eilen. Thut mir den Gefallen, Kinder, und begleitet mich in meine Wohnung.“

Rosa, deren gutes Herz mit sich im Reinen war, blickte nur noch auf den Bruder, um dessen Meinung in dieser Angelegenheit zu erforschen.

„Es waren zwar sehr harte Worte, welche die Frau Stiefmama gesprochen,“ äußerte Wilhelm langsam und be-

dächtig, „dennoch sollen sie vergessen und vergeben sein, zumal es sicherlich im Einverständniß mit unserem guten, seligen Vater geschieht.“

„Necht so, junger Herr,“ rief der Major in freudiger Nührung aus, „wir sind ja doch Verwandte und gehören zusammen. Gott im Himmel weiß, wie sehr wir uns nach Euch Beiden gesehnt, und der beste Beweis hiefür ist, daß — — na, Ihr werdet's schon sehen,“ unterbrach er sich plötzlich, ergriff Rosa's und Wilhelm's Arm und trabte mit ihnen seiner Wohnung zu.

Er hatte die Wahrheit gesprochen. Frau Eugenie empfing das Geschwisterpaar mit offenen Armen und mit Thränen in den Augen. Die schweren, gewaltigen Erfahrungen der leztvergangenen Zeit schienen auch an ihr nicht wirkungslos vorübergegangen zu sein; noch besaß Eugenie zwar den ihr eigenen, fröhlichen Sinn, dennoch zeigten gewisse Falten auf der Stirne, daß sie auch ernst, ja sogar sehr ernst sein könne. Und in der That sah sie das Leben nicht mehr von dem früheren, leichtfertigen Standpunkte an, vielmehr hatte sie erkannt, daß der Mensch nicht dazu da sei, oberflächlichen Vergnügungen nachzujagen und seinen Körper mit allerlei Tand zu schmücken. Diese innere Ueberzeugung gab sich schon in ihrer Kleidung kund, die zwar elegant, aber äußerst einfach war.

Lange hielt sie Rosa fest umschlungen und Beide weinten still vor sich hin.

„Vergibst Du mir?“ begann Eugenie endlich in leisem Tone. „Kannst Du mir vergeben?“

Ein inniger Kuß bildete die Antwort des jungen Mädchens.

„Meine Herzensrosa,“ rief jetzt die junge Frau überwältigt aus, „ich danke Dir. Nun aber darfst Du nicht wieder von meiner Seite, sondern Du mußt bei mir bleiben.“

„Ja wol,“ polterte der alte Major dazwischen, in dessen

Augen es eigenthümlich zuckte. „Was hab' ich gesagt? Wir haben immer an die kleine Rosa gedacht und ihr in aller Stille bereits ein Zimmerchen eingeräumt. Da ist's!“ fügte er hinzu, indem er eine der Thüren öffnete und in eine kleine, aber allerliebste Stube deutete, welche die glücklichen Menschen jetzt betraten. Kaum war dies jedoch geschehen, als auch schon das Geschwisterpaar laut aufschluchzte, denn an der gegenüber stehenden Wand hing das große Oelportrait des verstorbenen Vaters. Wilhelm, welcher der Auktion seiner Zeit beigewohnt, hatte vergebens nach dem Bilde geforscht, welches er um jeden Preis erstehen wollte; jetzt wußte er, wohin es gekommen, und er ersah daraus gleichzeitig, daß Frau Eugenie ihren Gatten wahrhaft und innig geliebt. Weder Wilhelm noch Rosa vermochten zu sprechen, auch gaben sie sich keinerlei Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Bildeten sie ja doch den ersten sanften Erguß nach der schrecklichen Katastrophe, und während dieser milde Thau der Seele nieder fiel, athmete das Herz immer freier und wohler. Aber auch Frau Eugenie empfand diese Wohlthat, und der alte Major war der vierte im Bunde, obgleich er es nicht Wort haben wollte, sondern Stock und Bein darauf schwor, daß ihm irgend ein Staubkörnchen in die Augen gekommen sei.

Wilhelm war der Erste, der die Sprache wieder fand, und mit klarer, fester Stimme richtete er die Worte an das Bild des Verstorbenen:

„Du bist nicht mit einer Sünde aus dieser Welt geschieden, Vater, und ich — Dein Sohn — werde das Dunkel aufhellen, das noch zur Stunde auf Deinem Tode hastet! Gott der Allmächtige hat mir einen Fingerzeig gegeben, dem ich nachgehen will, bis er mich zum erwünschten Ziele führt.“

Alle lauschten verwundert diesen Worten, welche

gleichsam den Stempel eines Gelübdes trugen, und Aller Blicke hefteten sich fragend auf den jungen Advokaten.

„Habt Geduld,“ sagte er zu ihnen, „Gott wird geben, daß der Augenblick erscheint, wo ich zu Euch sprechen darf.“

„Gut denn,“ hub der Major an, „jetzt aber wollen wir dafür sorgen, daß Rosa's Garderobe hierher geschafft wird.“

Die Augen des jungen Mädchens leuchteten in heller Freude, hatte ja doch der himmlische Vater ihren sehnsüchtigsten Wunsch erfüllt und ihr die Möglichkeit an die Hand gegeben, der Stätte ihrer Geburt, die jetzt zu einer Stätte des Leidens für sie geworden, den Rücken zu kehren. Wie schauerte sie aber zusammen, als Wilhelm dazwischen trat und sagte:

„Ich danke Ihnen im Namen meiner Schwester herzlich für das freundliche Anhl, das Sie ihr angeboten. Dennoch muß sie Ihr Anerbieten ausschlagen und in dem alten Hause bleiben, so schmerzhaft es auch für uns sein mag.“

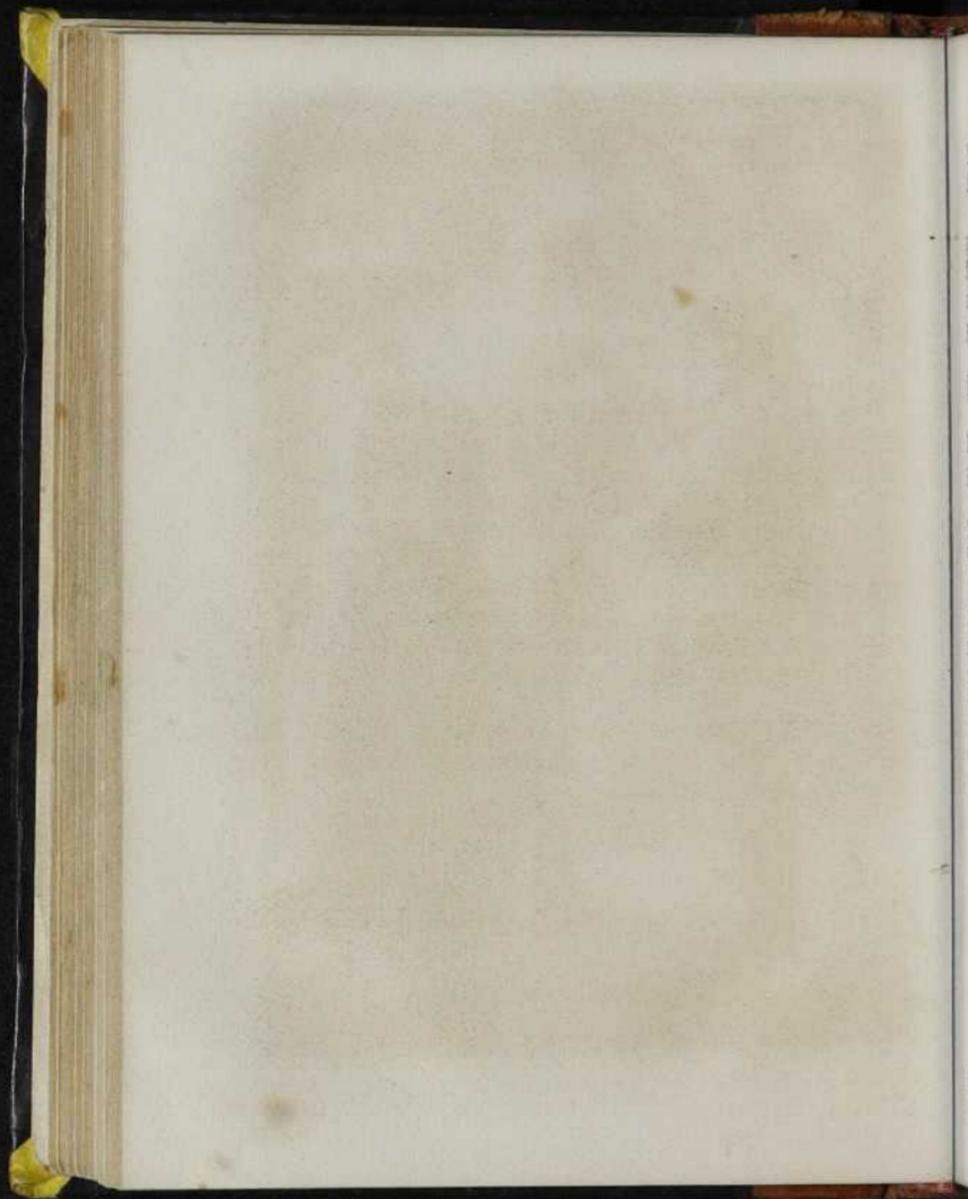
„Und warum?“ fragten der Major und seine Tochter.

„Auch die Beantwortung dieser Frage muß vorerst ein Geheimniß bleiben,“ erwiderte der junge Advokat, „wir sind es den Manen unseres Vaters schuldig, daß Rosa das Opfer bringt; möge Ihnen dies genügen.“

„Ich ehre Ihre Gesinnung, Wilhelm,“ ergriff jetzt der Major das Wort, „obchon ich von alledem nichts verstehe. Eines aber müssen Sie uns versprechen, nämlich, daß Rosa sofort ihr Zimmerchen hier bezieht, sobald Sie am Ziele Ihrer Forschung angelangt sind.“

„Das gelobe ich fest und feierlich,“ antwortete Wilhelm und schlug in die dargebotene Hand des Alten ein. Hierauf wandte er sich zu Rosa: „Weine nicht, liebe Schwester, bedenke vielmehr, daß Du eine heilige Pflicht erfüllst und durch Dein längeres Verbleiben im alten Hause mir die





Möglichkeit gibst, allen Makel von dem Namen unseres Vaters zu entfernen.“

Diese Worte waren geeignet, Rosa's Thränen sofort zu trocken, wenn schon sie den Plan des Bruders nicht kannte. Sie versprach, sich in das Unvermeidliche zu fügen und nur Frau Eugenie lehnte sich noch auf, indem sie seufzend sagte:

„Wer weiß, wie lange dann unser Stübchen hier leer stehen wird.“

„Nicht lange,“ rief Wilhelm begeistert aus, „denn Der da oben über den Wolken ist ein gnädiger Gott, der Alles zum Besten lenkt. Glauben Sie mir das, liebe Mutter.“

„Mutter!“ wiederholte Frau Eugenie in innigem Tone, während ihre Augen sich abermals füllten. „Ach, wie so lange habe ich dieses innige Wort entbehren müssen, und jetzt erst kenne ich die süßen Pflichten, die es in sich birgt. Ja, mein Leben sei Euch geweiht, wir wollen Hand in Hand mitkommen gehen und Vater Kiedt wird dann segnend auf uns herab blicken. Und Du, Rosa, hast Du kein Wort für mich?“

„Meine Mutter!“ lächelte das junge Mädchen und sank an die Brust der einst so stolzen, durch die Schule des Lebens geläuterten Frau.

Viertes Kapitel.

Der Herr des Herrn.

Es ist eigenthümlich, aber in der Erfahrung begründet, daß der Mensch — sobald er nur einen Zweck und ein Ziel vor Augen hat — Unannehmlichkeiten viel leichter er-

trägt, als im entgegengesetzten Fall. Ein beredtes Beispiel hierfür bildete Rosa. Die impertinenten Redensarten Frau Antoniens prallten jetzt wirkungslos an ihr ab, zum großen Aerger der Ersteren, die sich infolge dessen mehr und mehr erhitzte. Wol sandte sie spitze Pfeile gegen Rosa's Herz, allein die Mahnung des Bruders, auszuharren, und sein damit verbundener, geheimer Zweck, bildeten den undurchdringlichen Panzer, an dem alle scharfen Waffen Frau Antoniens abglitten.

Wilhelm's Prophezeihung, den in's Geschäft wieder aufgenommenen Commis Schweigert betreffend, ging haarscharf in Erfüllung. Der junge Mensch befand sich noch keine Woche im Geschäft, als Linkel bereits seinen Besuch ankündigte. Er that dies bei Tische und die Herrin des Hauses legte verwundert Messer und Gabel bei Seite.

„Nun?“ fragte der Gatte verdrießlich, „was stierst Du mich an?“

„Es ist in keinem guten Hause Sitte, daß untergeordnete Commis die Wohnung ihres Chefs betreten,“ entgegnete ziemlich unwirsch Frau Antonie, „und es ist bisher auch bei uns nicht geschehen. Am allerwenigsten aber habe ich erwartet, diesen Menschen in meinen vier Pfählen zu sehen.“

„Und warum nicht?“ gab Linkel immer verdrießlicher zurück.

„Weil — weil —,“ stotterte die Gattin, „je nun, weil er zu der Langfingerzunft gehört und ich mich schon genug geärgert habe, daß er überhaupt Aufnahme in Deinem Geschäft gefunden.“

„Du sprichst, wie Du es verstehst,“ grollte Linkel, „und urtheilst überhaupt sehr lieblos. Jeder Mensch kann einmal in seinem Leben einen schwachen Augenblick haben; wenn er sein Vergehen aber bitter bereut, wie dies Schweigert ge-

than, so erheißt es die christliche Nächstenliebe, seinen Fehltritt zu vergessen.“

„Meinetwegen,“ versetzte Frau Antonie, „deswegen braucht man ihn aber noch nicht in die Familie einzuführen. Kommt das doch wahrlich so heraus, als ob er diese Vergünstigung seinem Spitzbubenstreiche zu verdanken habe. Ich gebe Dir gerne nach, Erich, aber in diesem Punkte behaupte ich mein Recht als Hausfrau, darum richte Dich danach!“

Lindkel erwiderte keine Sylbe, aber in seinem Gesichte suchte es zornig und in den grauen Augen konnte man ein förmliches Wetterleuchten bemerken. Kaum war die Mahlzeit vorüber, als er sich von seinem Plaze erhob und seiner Gattin ein Zeichen gab, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Was dort gesprochen wurde, vermögen wir unsern Lesern eben so wenig anzugeben, als es Rosa ihrem Bruder gegenüber vermochte; daß aber Lindkel den Sieg davon getragen, ging aus der Thatsache hervor, daß Antonie am nächsten Sonntag den geschmähten Schweigert in ihrem Gesellschaftszimmer empfing. Außerdem beobachtete Rosa bei der Dame eine merkwürdige Veränderung; ihr Hochmuth schien gebrochen zu sein und sie selbst allen Halt verloren zu haben. Rosa bemerkte, wie ohne jedwede Veranlassung Frau Antonie's Antlitz plötzlich erbleichte, ihr Körper zitterte und sie sich an dem nächsten besten Gegenstand anhalten mußte. Sie schien krank zu sein und Rosa's gutes Herz gab seine Theilnahme zu erkennen. Frau Antonie jedoch wollte ihre auffallende Veränderung in keinerlei Weise Wort haben und entschuldigte sich mit einem verübergelenden Unwohlsein. Die herrische Dame hatte sich in der That ganz eigenthümlich verändert und ihr ehemals so sicheres Auftreten war einer geradezu fieberhaften Aufregung und Beängstigung gewichen.

Während sonst Rosa alltäglich bittere Aeußerungen

und Kränkungen von ihr hatte hinnehmen müssen, erging sich jetzt Frau Antonie in allerlei gefühlvollen Redensarten. Sie bedauerte Rosa's Schicksal und sagte, daß ihrerseits Alles aufgeboten werden sollte, die beklagenswerthe Lage des jungen Mädchens zu verbessern.

„Wir Menschen sind ja auf einander angewiesen,“ rief sie eines Tages ganz plötzlich unter Thränen aus, „da Niemand von uns wissen kann, was die nächste Minute schon Schlimmes zu bringen vermag. Ganz besonders aber ist dies bei einem so großen Geschäfte, wie das un'rige, der Fall; Glück und Wehe hängt da ja nur von den Conjunctionen ab und der kommende Augenblick kann uns schon als Bettler finden. Ach,“ fuhr sie unter einem neuen Thränenstrome weiter fort, „und es gibt so neidische Menschen, welche jeder gemeinen Lüge fähig sind, sobald es gilt, den Nebenbuhler zu Grunde zu richten. Ach, Rosa, ich weiß, ich habe Ihnen mehrfach wehe gethan, aber es soll jetzt nie mehr geschehen.“

Damit stürmte die sonderbare Dame aus dem Zimmer und ließ Rosa mit ihren Gedanken allein. Unsere junge Freundin schüttelte ob dieser maßlosen Veränderung verwundert den Kopf, gleich darauf aber füllten sich ihre Augen ebenfalls mit Thränen und sie empfand inniges Mitleid für die bedauernswerthe Frau. Und als sie wenige Tage später den Vorfall Wilhelm mittheilte, that es ihr in der Seele weh, daß der Bruder über das Herzeleid Frau Antonie's zu triumphiren schien, ja, sie fühlte sich in Folge dessen von ihm abgestoßen und verzichtete für den Rest des Tages auf seine weitere Gesellschaft.

„Hätte ich nur nicht mein Wort gegeben,“ sagte sie seufzend zu sich, „ihm Alles mitzutheilen, was bei Einzel's vorfällt. Er kommt mir so sonderbar vor und scheint keine gute Absicht zu haben. Du lieber Gott, wenn er mit eigenen Augen sähe, wie unglücklich sich die arme Frau fühlt, er

würde sicherlich seinen Neid ersticken, und Neid ist es ja nur, was sein Herz bewegt.“

Die liebe Rosa! Es ist wahrhaftig nicht immer gut, ein warmes, zu Gunsten seiner Nebenmenschen schlagendes Herz zu haben. Wem fiel da nicht das alte Bibelwort ein: „Seid sanft wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen!“

Schweigert hatte, wie bereits gesagt, Lindel's seine Aufwartung gemacht, war aber, wie sich nur zu bald zeigte, dabei nicht stehen geblieben.

An einem Dienstag Abend — Lindel hatte eben sein Abendbrod verzehrt — ertönte die Klingel des Vorzsaals.

„Wer kann so spät noch zu uns kommen?“ fragte die Hausfrau und sah ihren Gatten an. Derselbe wich indessen ihren Blicken aus. Gleich darauf trat das Dienstmädchen in's Zimmer und meldete Herrn Schweigert. Frau Antonie entfärbte sich und Lindel flüsterte etwas wie „unverschämt.“

„Sie haben wol die Güte, liebe Rosa,“ wandte er sich an diese, „nach Fanny zu sehen? Die Kleine schien heute nicht ganz wohl zu sein, daher wäre es mir lieb, wenn Sie an ihrem Bettchen wachten. Sie können sich ja ein Buch zur Lecture mitnehmen.“

Rosa besaß zu viel Zartgefühl, um den eigentlichen Grund Lindel's, mit seinem Besuche allein zu sein, nicht sofort herauszufinden. Sie erhob sich und schritt der Thüre zu, an welcher sie jedoch dem hereintretenden Schweigert begegnete, der sie sofort in's Auge faßte und ausrief:

„Sie wollen doch nicht etwa vor mir fliehen? Das wäre jammerschade, — oh, bitte, bleiben Sie!“

„Sie entschuldigen,“ versetzte Rosa in kaltem Tone, „allein unsere kleine Fanny befindet sich heute nicht wohl.“ Damit glitt sie zur Thüre hinaus.

Schweigert blieb bis gegen Mitternacht; aus dem Gespräche des Lindel'schen Ehepaars, dessen Schlafzimmer

sich neben jenem der beiden Kinder befand, zog Rosa indessen den Schluß, daß die Unterhaltung keine angenehme gewesen sein müsse und beide Gatten froh waren, der Gesellschaft des aufdringlichen Commis entledigt zu sein. Das Prädikat „aufdringlich“ paßte übrigens vortrefflich auf Schweigert, dessen Besuche von jetzt an immer häufiger wurden.

„Wie vermag nur ein Mann wie Lintel solcher Unverschämtheit Raum zu geben,“ sagte Rosa kopfschüttelnd zu sich. „So viel ich weiß, soll er ein ziemlich strenger Prinzipal sein. Warum ist er es gegen diesen Schweigert nicht, dessen Selbstüberhebung eine Zurechtweisung verdient?“

Sie zerbrach sich umsonst den Kopf und erhielt selbst von Wilhelm, dem sie Alles pflichtgetreu rapportirte, keinerlei Aufklärung, obschon es, dem Ausdrücke seines Gesichts nach zu urtheilen, ihm leicht sein mußte, die Fragen der Schwester zu beantworten.

Rosa's Erstaunen sollte indeß noch zunehmen.

Eines Tages erfuhr sie von dem Dienstmädchen, daß Schweigert von dem Herrn zum Prokuristen erhoben worden sei und fand es bald nachher durch Lintel selbst bestätigt. Frau Antonie sagte nichts dazu, wol aber seufzte sie tief auf, was den Gemahl zu der Bemerkung veranlaßte:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du gegen den armen Menschen hast. Ich kann nicht ohne Prokuristen sein, denn das Geschäft ist zu groß. Schweigert aber zählt zu den treuesten Arbeitern und besitzt eine solche Umsicht und einen so vortrefflichen kaufmännischen Ueberblick, daß ich ein Thor wäre, wenn ich seine Talente nicht ausbeutete; diese wird er aber nur erst dann ganz entfalten, wenn sein Interesse an das Geschäft gefesselt ist. Uebrigens mußte ich ihm lange zusprechen, ehe er mein Anerbieten annahm.“

Diese Worte riefen bei Rosa die auf sie beabsichtigte

Wirkung hervor, — ihre Verwunderung nahm bedeutend ab, da sie jetzt eine Erklärung für Linkel's sonderbare Handlungsweise hatte. Wäre sie freilich bei dem heftigen Auftritte, der zwischen Linkel und seinem Commis am Abend zuvor stattgefunden, gegenwärtig gewesen, so würde ihr Staunen noch um Vieles mehr zugenommen und sie den Träger der alten Firma als einen gemeinen Lügner erkannt haben. Der Leser dagegen soll Zeuge dieser Scene sein, weshalb wir in unserer Erzählung um einen Tag zurückgreifen.

Die Feierabendstunde hatte geschlagen und in dem Contor befand sich Niemand, als Schweigert, welcher jetzt ziemlich heftig an das Arbeitskabinet Linkel's klopfte. Er wartete nicht einmal das Herein ab, sondern öffnete ungerufen die Thüre.

„Guten Abend,“ begann er in keineswegs ehrerbietigem Tone. „Ich störe doch nicht.“

„Ich bin allerdings im Augenblicke mit einer wichtigen Calculation beschäftigt,“ versetzte der Prinzipal mit einem Stirnrunzeln.

„Thut nichts,“ fuhr Schweigert frech fort, „können sie später zu Ende bringen.“

Nach diesen Worten ließ er sich unaufgefordert auf dem kleinen Sopha nieder, welches die eine Ecke des Gemachs ausfüllte.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte jetzt Linkel und seine Worte zitterten vor innerer Wuth. „Was wollen Sie?“

„Sie sollen es sogleich vernehmen,“ erwiderte der Gefragte, „denn dazu bin ich da.“

Linkel erwartete nun, daß der Andere sprechen werde, allein derselbe schien vorerst nicht daran zu denken, denn er langte sich aus dem auf dem Tische stehenden Cigarrenkasten eine Havannah heraus und zündete dieselbe bedächtig an; nachdem dies geschehen, legte er das rechte Bein über

das Linke, lehnte sich im Sopha behaglich zurück und zog den Duft der Cigarre wohlgefällig ein.

„Nun,“ begann Lindel von Neuem, „werde ich endlich den Zweck Ihrer Anwesenheit erfahren?“

„Nur Geduld, mein Lieber,“ erwiderte der Andere phlegmatisch. „Eines nach dem Andern. Lassen Sie mich zuvor noch ein paar Züge aus dieser äußerst feinen Cigarre thun. Nein, wirklich ein köstliches Kraut. Vermuthlich aus — — Kie d t ' s N a c h l a ß ersteigert? Wie? Hahaha! Wie viel kostet das Mille?“

„Ich habe weder Zeit noch Lust, derlei müßige Fragen zu beantworten,“ gab der Chef der Firma unwillig zurück.

„Thut nichts,“ lachte Schweigert, „die Cigarren sind ja da, und ich werde mich ihrer von jetzt an öfter bedienen. In Compagnie, wie? Hahaha!“

Lindel stampfte mit dem Fuße. „Werden Sie jetzt endlich sagen, was Sie hierher geführt?“ rief er zornig.

„Sie haben eine sonderbare Gile, Verehrtester,“ begann der unwillkommene Besuch nach kurzer Pause abermals, „und ich sehe, ich muß Ihre Ungeduld befriedigen. Also — doch Pardon, haben Sie nicht einen Aschenbecher? Es sollte mir leid thun, den kostbaren Leppich zu beschmutzen.“

Lindel holte das Verlangte und schleuderte es heftig auf den Tisch.

„Ei, ei,“ rief Schweigert vorwurfsvoll, „wie leicht hätte es Scherben geben können. Uebrigens danke ich Ihnen.“

Er strich die Asche seiner Cigarre ab und fuhr fort: „So, und nun zum Zwecke meines Besuchs. Sie wissen, daß ich von jeher teuflermäßige Lust an Vergnügungen gefunden habe — doch Pardon, ich muß noch einmal unterbrechen, Sie erlauben wol, daß ich mir's bequem mache und einen Stuhl heranziehe.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, führte er seinen Vorsaß aus und legte das rechte Bein auf den Stuhl.

„So,“ sprach er dann wieder, „jetzt ist's behaglich. Also — was hab' ich gesagt? Nichtig, von meiner Lust zu Vergnügungen sprach ich. Ich beabsichtige, werther Herr Lintel, mein Leben zu genießen, besonders da ich es kann.“

Bei den letzten Worten warf er einen durchdringenden Blick auf seinen Chef.

„Bei dem Gehalte aber, den Sie mir bis jetzt ausgesetzt, ist es ein Ding der Unmöglichkeit. Concerte, Theater und Bälle absorbiren schrecklich viel Geld; dazu kommen noch Handschuhe, Wein und Champagner und eine Menge anderer Ausgaben. Ich muß also nothwendiger Weise auf ein größeres Einkommen bedacht sein.“

Er schwieg still und warf abermals einen vielsagenden Blick auf Lintel. Derselbe kaute jetzt an seinen Nägeln und schwieg lange Zeit still. Da der Andere jedoch eine Antwort erwartete, so sagte er endlich:

„Ihre Leidenschaft, Vergnügungen nachzujagen, geht mich eigentlich nichts an, dennoch will ich Ihnen, in Anbetracht Ihrer Leistungsfähigkeit, eine Zulage von vierhundert Thalern geben, hoffe dagegen um so bestimmter, daß Sie sich dem Geschäfte mit Ihrer ganzen Energie hingeben werden.“

„Hahaha, Sie — — Spaßvogel!“ lachte Schweigert, und es wahrte eine geraume Zeit, ehe er wieder ernst wurde.

„Sie sind unverschämt!“ rief Lintel mit gebieterischer Stimme aus, „und ich rathe Ihnen, nicht zu weit zu gehen, Sie dürften sonst auf Widerstand stoßen.“

„Widerstand?“ wiederholte der Commis in eigenthümlichem Tone. „Ach nein!“ Dann fuhr er mit gänzlich veränderter Stimme fort: „Der ungefähre Gewinn der Firma beträgt jährlich zwölf Tausend Thaler, schlecht gerechnet, denn ich weiß, daß er bereits die Höhe von zwanzig Tausend

erreicht hat, doch waren dies besonders gute Jahre. Nehmen wir also die erste Summe an und theilen wir dieselbe; dann wird mein Gehalt netto sechs Tausend Thaler ausmachen — verstanden?“

Lindkel verließ jetzt seinen Platz am Pulte und trat dicht an den Besucher heran, mit vor Aufregung zitternder Stimme beginnend:

„Ich habe Sie schon längst als einen unverschämten, impertinenten Menschen kennen gelernt, allein Ihre jetzige Frechheit übersteigt alle Grenzen und ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich große Lust verspüre, Sie von meinem Markthelfer vor die Thüre setzen zu lassen.“

„Wirklich?“ gab Schweigert in eisigem, höhne dem Tone zurück, ohne sich auch nur im Geringsten von seinem Platze zu bewegen. „Ei — so thun Sie es.“

Lindkel hob die geballte Faust gegen ihn auf, senkte sie aber wieder, durch den Blick seines Gegners gebannt.

„Ich will Ihren Gehalt auf zwei Tausend Thaler erhöhen,“ kispelte er nach einer Pause, während seine Brust sich krampfhaft hob und senkte.

Der Andere lachte.

„Seien Sie kein Jude, Lindkel,“ sagte er in wegwerfendem Tone, „ich lasse nicht mit mir handeln, — sechs Tausend Thaler, damit Basta.“

Es war ein entsetzlich drohender Blick, welchen der fieberhaft erregte Chef dem kühnen Sprecher zuwarf und im nächsten Augenblicke stürzte der verzweifelte Mann dem Pulte zu, dasselbe hastig öffnend.

Schweigert hatte ihn genau beobachtet und rief nun in sarkastischem Tone: „Lassen Sie die Pöffen, oder, bei Gott, ich komme Ihnen zuvor!“

Inzwischen hatte Lindkel einen Revolver ergriffen, prallte aber erschrocken zurück, als er in Schweigert's Hand eine gleiche Waffe erblickte, welche dieser schußbereit hielt.

Erlahmt sank des unglücklichen Chefs Hand nieder und der Revolver fiel zu Boden. Nach Athem ringend, stand er einen Augenblick da, dann eilte er auf den noch immer an seinem alten Platze Verweilenden zu und rief mit gerungenen Händen:

„Seien Sie barmherzig und machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Unglücklich?“ wiederholte der Andere mit heißendem Spott. „Ist ein Mensch unglücklich, der jährlich sechs Tausend Thaler Einkünfte hat? Sie sprechen wahrhaftig kindisch. Dennoch will ich Ihnen zeigen, daß ich barmherziger bin, als Sie es verdienen. Ich mache auf keinerlei Gehalt Anspruch, sondern nur auf die Hälfte des jährlichen Gewinnes, mag derselbe nun Hundert oder Hunderttausend betragen.“

„Sie spotten meiner,“ ächzte Lindel, „denn Sie kennen die Höhe des Gewinnes recht gut.“

„Nun also?“ fuhr der Commis ruhig weiter fort. „Wenn dieser Gewinn so beträchtlich, was schadet Ihnen dann eine Theilung?“

„Ich wundere mich, daß ein gewiegter Kaufmann, wie Sie es sein wollen, so sprechen kann,“ versetzte der Prinzipal. „Wissen Sie nicht, daß bei einem Geschäfte, wie das meine, Alles darauf ankommt, die Kapitalien von Jahr zu Jahr zu vergrößern? Wie kann dies aber geschehen, wenn ich Ihnen die Hälfte des Gewinnes abgeben muß!“

Der Andere zuckte die Achseln.

„Das kümmert mich nicht im Geringsten; Sie ernennen mich zu Ihrem Prokuristen und räumen mir die Hälfte des jährlichen Gewinnes ein.“

Noch einmal begegneten sich die Blicke Beider im tödtlichsten Haffe, dann stieß Lindel mit heiserer Stimme hervor:

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes,“ nickte Schweigert.

„Gut denn,“ rief Lindel in scheinbarer Verzweiflung, „so möge das Verderben seinen Gang gehen; thun Sie, was Ihnen beliebt, allein Ihre Forderung acceptire ich nicht. Drei Tausend Thaler sollen Sie haben, aber keinen Heller weiter.“

„Schön,“ versetzte Schweigert ruhig, sich gleichzeitig aus seiner bequemen Lage erhebend. „Sie erlauben wol, daß ich mir noch eine zweite dieser kostbaren Cigarren anzünde?“ Und ohne wiederum eine Antwort abzapfen, griff er in den Cigarrenkasten und brannte ein Zündholz an. Nachdem die Havannah glühte, hielt er sie schnüffelnd vor seine Nase, nahm dann seinen Hut und sagte im ruhigsten Tone von der Welt:

„Gute Nacht, lieber Lindel, ich werde bis morgen Mittag in Geduld warten. Sollte ich mit dem zwölften Glockenschlage keine befriedigende Antwort von Ihnen erhalten haben, so werde ich meine Maßnahme treffen. Drohen ist meine Sache nicht, sondern ich führe mein Vorhaben aus, — weiß es Gott im Himmel! Gute Nacht.“

Damit ging er fort, während der Zurückbleibende auf derselben Stelle kraftlos niedersank, welche der Andere kurz zuvor verlassen.

Noch hatte am anderen Tage die zwölfte Stunde nicht geschlagen, so empfing Schweigert ein Schreiben, welches ihn zum Procuristen ernannte und auch seine übrigen Wünsche erfüllte.

Er hatte gesiegt . . .

Fünftes Kapitel.

Kameradschaft.

Rosa fand in der nächsten Zeit an Lindel eine neue Eigenschaft, die sie am Wenigsten bei ihm vermuthet; er zeigte sich nämlich geizig, ließ allerhand Einschränkungen im Haushalt eintreten und zankte mit seiner Frau über jeden Pfennig, den dieselbe verausgabte.

„Wir müssen sparen, sparen,“ rief er gleich einem Verzweifelten aus, „oder ich werde zu Grunde gehen. Wozu Mittags zwei Gerichte, wo Suppe und Fleisch genügen, — weshalb die vielen Kleider und Buchachen! Das Alles kostet viele Hunderte, die mir dann im Geschäfte fehlen.“

Frau Antonie seufzte leise auf, entgegnete aber nichts.

Für Rosa war dieses plötzliche Einschränkungssystem um so unangenehmer, da sie sich gewissermaßen als ein fünftes Rad am Wagen betrachten mußte; denn wer — wie Lindel — die Ausgaben seines Haushalts auf ein solches Minimum beschränkt wissen will, wird sicherlich für seine Kinder keine Gouvernante halten, eine solche vielmehr mit zu den entbehrlichen Dingen zählen, die viel Geld erheischen. Die Mienen des Hausherrn ließen über diesen Punkt Rosa auch durchaus nicht im Unklaren; sie sah es ihm an, wie fatal diese Ausgabe für ihn war, und sie würde gern das Haus und ihre Stelle verlassen haben, hätte sie nicht Wilhelm das feste Versprechen gegeben, auszuhalten.

Was Schweigert anlangte, so ließ sich derselbe jetzt nur noch selten in der Wohnung seines Chefs blicken; natürlich, hatte er doch erreicht, was er wollte. Er konnte nunmehr ungestört seinen Vergnügungen nachgehen, was er denn auch in reichem Maße that. Nur hin und wieder

stellte er sich Abends in Vindel's Wohnung ein und kün-
 merte sich dann einzig und allein um Rosa, welche er durch
 seine faden Schmeicheleien geradezu zur Verzweiflung
 brachte. Da er sich immer aufdringlicher erwies, sagte sie
 ihm eines Abends unumwunden ihre Meinung, worauf sie
 aus dem Zimmer schritt und nicht wieder zum Vorschein
 kam. Wie erstaunte sie jedoch, als am Mittag des nächsten
 Tages Vindel ihr eine förmliche Strafpredigt ob ihres
 „zimpherlichen Benehmens“ hielt und sie in höchst herrischer
 Weise aufforderte, Herrn Schweigert in Zukunft mit
 Freundlichkeit und Artigkeit entgegen zu kommen, wie es
 sich in ihrer Stellung gegen einen Freund des Hauses ge-
 ziemte.

Anfangs war Rosa hoch erstaunt gewesen und glaubte
 nicht recht gehört zu haben, dann aber brach ein Thränen-
 strom aus ihren Augen, der nicht eher wieder versiegte,
 als bis sie den Bruder aufgesucht und ihm all' ihr Leid ge-
 klagt hatte.

„Vindel soll die harten Worte tief bereuen, die er zu
 Dir gesprochen, Rosa,“ tröstete Wilhelm, „darauf gebe ich
 Dir mein Wort. Indessen muß ich Dich bitten, noch eine
 kurze Zeit alles Ungemach zu ertragen.“

„Ich vermag in dem Hause nicht länger zu bleiben,“
 rief Rosa, „sei nicht unbarmherzig gegen mich.“

„Der Mensch vermag Alles, wenn er nur will,“ gab
 Wilhelm zurück, „bedenke, was unser guter Vater für uns
 gethan und wie groß seine Liebe gewesen ist, dann bin ich
 überzeugt, daß Du mit Freuden alles Ungemach aushalten
 wirst, sobald Du Dir nur sagst: es geschieht, um den
 Schatten zu verwischen, der auf dem Namen des Heimge-
 gangenen haftet. Ich denke, unser lieber Vater hat es
 reichlich verdient, daß Du seinen Manen ein kleines Opfer
 bringst.“

Diese freundliche Erinnerung an ihre Pflicht trocknete

Rosa's Thränen und mit neuem Muthe kehrte sie in das alte Haus zurück. Der Bruder hatte ihr den Wunsch zu erkennen gegeben, Schweigert's Bekanntschaft zu machen, und es fiel Rosa nicht schwer, dies zu bewerkstelligen, zumal der Prokurist Alles that, sich der jungen Dame gegenüber gefällig zu erweisen.

„Es soll mir ein Vergnügen sein,“ äußerte er zu Rosa, „Ihren Herrn Bruder kennen zu lernen und werde ich mir erlauben, Sie nächsten Sonntag auf Ihrem Spaziergange zu begleiten.“

Gesagt, gethan. Rosa hatte auf das Bestimmteste geglaubt, daß sich Wilhelm von dem Prokuristen würde abgestoßen fühlen, während im Gegentheil die beiden jungen Männer sich gegenseitig zu gefallen schienen; ja, sie trennten sich selbst dann noch nicht, als sie Rosa gegen Abend wieder nach Hause begleitet, sondern suchten gemeinschaftlich eine der besseren Restaurationen auf, um dort den Rest des Feiertages bei einem Glase feurigen Rheinweins und Champagner zu verbringen.

Als Schweigert den Letzteren beim Kellner bestellte, lehnte sich Wilhelm dagegen auf, indem er sagte:

„Meine Mittel erlauben mir eine solche Verschwendung nicht, bleiben wir daher lieber bei dem Rheinwein.“

„Nichts da, Champagner muß her,“ rief der Prokurist und unter Lachen setzte er hinzu: „meine Mittel erlauben mir das. Sie sind mein Gast, Aiebt, damit Basta!“

Als der Sect in den Gläsern perlte, ergriff Schweigert das Seinige und rief:

„Ihre verteuftelt hübsche Schwester soll leben, Aiebt!“

Dann stürzte er den Inhalt des Glases auf einen Zug hinunter. Ueberhaupt trank er den Champagner wie Wasser, während der vorsichtige Wilhelm nur nippte. So kam es, daß unser junger Freund sich noch vollständig nüchtern be-

fand, während Schweigert alsbald in jenes Stadium gerieth, wo der Mensch alles Verstandes baar ist.

„Noch ei—ne, eine, z—wei . . . Flasche!“ lallte Schweigert, dem dienstfertigen Kellner winkend.

„Sind Sie denn toll?“ rief Wilhelm dazwischen. „Auf dem Tische stehen ja bereits acht geleerte Flaschen, bedenken Sie, daß der Spaß zum Mindesten vier Napoleons—d'or kostet.“

„Bier Na—poleons—d'or?“ wiederholte der Proturist unter verschiedenen Schwenkungen seines Körpers, und dann rief er mit gläsernen Augen: „Ist eine Bout—eille, nein, Baga—telle für mich. Gebe vierzig . . . für einen ver—gnügten A—bend. Kann's hab'n, hähähä, hab'n, ja—wol.“

„Danach zu schliefen, müssen Sie einen schönen Gehalt von Ihrem Prinzipal beziehen?“ versetzte Wilhelm in fragendem Tone.

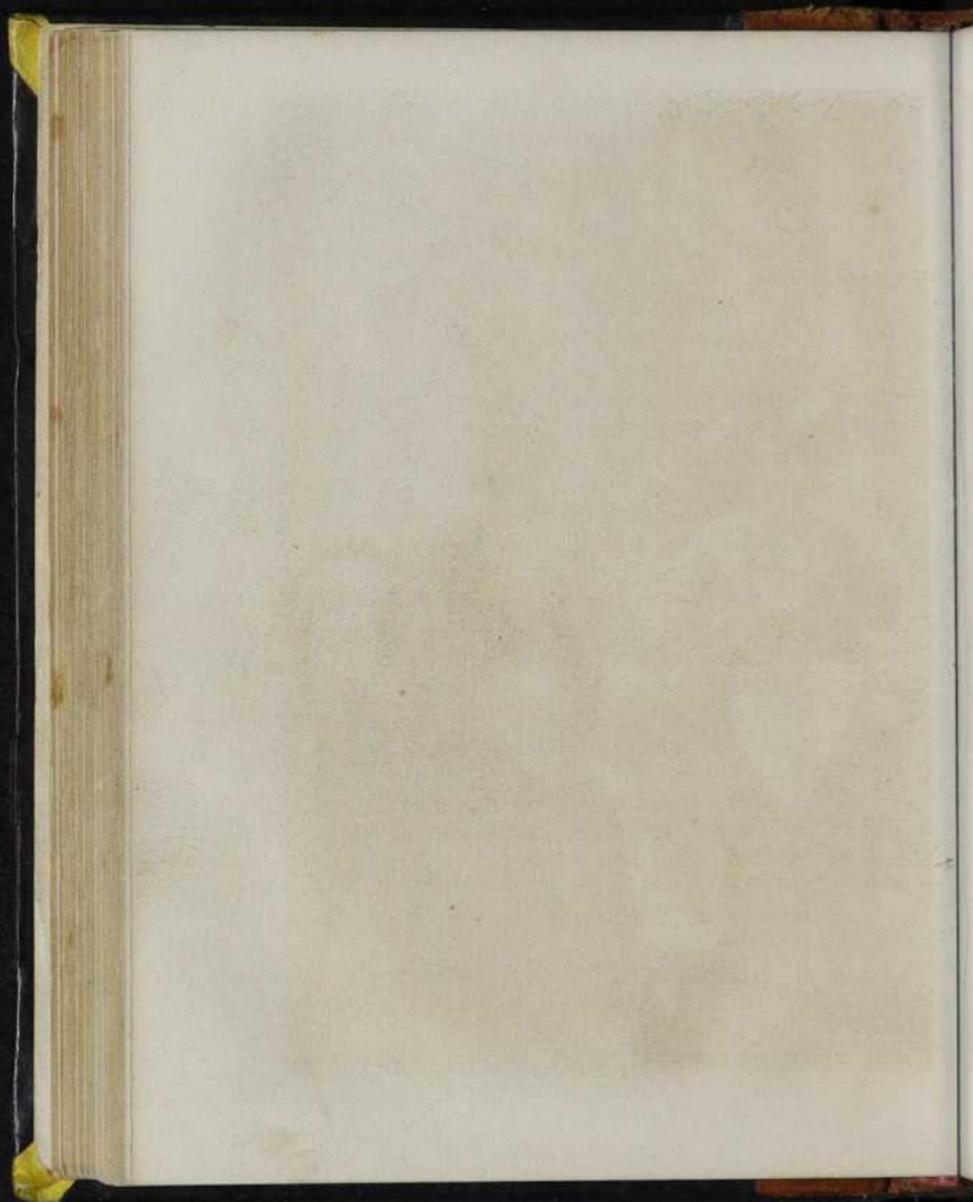
„Ge—halt? Prin—zip—zip—pal? Unsinn. Eingeschent! Ausge—tr—trunken! Einz, . . . zwei, . . . drr—ei!“

Und abermals goß er ein volles Glas hinunter, in—dessen Wilhelm kaum seine Zunge benegte. Längere Zeit verhielt sich der Verauschte ruhig, als ob er in einen Halbschlaf verfallen wäre; plötzlich aber wurde er wieder munter und schien sich der letzten Rede seines Gastes zu erinnern, denn er lallte:

„—zipal? Prinzip? Unsinn! Er ist Vindel und ich bin Sch—schwei—gert, damit Basta! . . . —zipal? Lächerlich. Ich bin sein Herr . . . und er, der Prinzi—pal, muß tanzen nach meiner . . . Pf—seife. Unsinn, —zipal! Wenn ich vierzehn Tausend Thaler haben will, muß er sie mir ge—geben; ist er dann —zipal? Wie? Unsinn.“

Wilhelm folgte jedem der gesprochenen Worte mit großer Aufmerksamkeit und gab sich alle erdenkliche Mühe,





Schweigert zum Weiterreden zu vermögen, allein der Zustand desselben war so kläglich, daß sich unser junger Freund alsbald genöthigt sah, den betrunkenen Prokuristen nach Hause zu schaffen.

„Ich hoffe demnächst am Ziele meiner Wünsche angelangt zu sein,“ sagte Wilhelm auf dem Heimwege zu sich. „Ist ja doch der leise Verdacht, den ich ursprünglich gehegt, zur Gewißheit geworden. Wäre nur dieser Schweigert heute Abend ein klein wenig zurechnungsfähig gewesen, so würde ich gewiß Alles erfahren haben, was ich zu wissen wünsche. Indessen ist noch nicht aller Tage Abend und ich muß auf eine günstigere Gelegenheit warten.“

Diese letztere kam schneller, als der junge Advokat gedacht hatte. Schweigert schien Wohlgefallen an ihm zu finden, weshalb er ihn denn alsbald wieder aufsuchte und einlud, für den Abend sein Gast zu sein.

So finden wir die beiden jungen Männer abermals in jener Restauration. Der Abendimbiß ist vorüber und die silberbezipfelten Flaschen stehen bereits in Reih und Glied auf dem Tische.

„Es geht doch nichts über ein behagliches Leben,“ bemerkte Schweigert, selbstgefällig den Inhalt des Kelchglases schlürpfend.

„Besonders, wenn man dabei ein gutes Gewissen hat,“ fügte Wilhelm mit eigenthümlicher Betonung hinzu, so daß der Andere das Glas sofort von den Lippen setzte und ihn verwundert ansah.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er endlich nach einer Pause.

„Nichts,“ antwortete Wilhelm. „Es war das eben nur meine Ansicht; doch glaube ich, daß z. B. Lindel ein derartiges, beruhigendes Gefühl nicht hat.“

„Wie so? Warum?“ stieß der Prokurist hastig heraus.

„Wieder nur eine Ansicht von mir,“ sagte der Advokat.

„Mir scheint, daß sein Geschäft und Vermögen auf keiner reellen Grundlage steht, und er, falls der Bau einmal Gefahr laufen sollte, zusammen zu stürzen — plötzlich auf und davon sein wird.“

„Sie meinen?“ rief Schweigert erschrocken aus. „Das wäre verflucht! Er ist allerdings ein rasch entschlossener Mann, der vor einer Reise über's Weltmeer nicht zurückschreckt. Ich weiß dies aus Erfahrung. Um, wenn er dies thäte, — es wäre verwünscht!“

„Allerdings,“ kopfnickte Wilhelm, „denn dann wäre es mit dem behaglichen Leben vorbei.“

„Aber, wie kommen Sie auf solche Gedanken?“ fragte der Procurist von Neuem.

„Ich will Ihnen später meine Vermuthungen mittheilen,“ entgegnete Wilhelm lächelnd, „haben wir uns zuvor an diesem köstlichen Champagner.“

Das Letztere geschah denn auch und durchaus in keiner färglichen Weise. Es währte nicht lange, so befand sich Schweigert abermals in jener weinseligen Laune, die Mund und Herz zu öffnen pflegt. Diese Stimmung beutete Wilhelm nach Möglichkeit aus.

„Kommen Sie her,“ rief er dem Halbberauschten zu, „Sintel soll leben, — verdanken wir ihm ja eigentlich den heutigen vergnügten Abend.“

„Meinethalben,“ lachte der Procurist und stieß an.

„Möge er immer hübsch nach Ihrer Pfeife tanzen,“ fuhr Wilhelm weiter fort, „was geschehen wird, wenn Sie ihn in steter Angst erhalten.“

„Ja, ja,“ kopfnickte Schweigert. „Sie meinen wegen der Geschichte, — ha, ha, es war doch verurtheilt!“

„Das will ich meinen,“ pflichtete Wilhelm bei. „Wie kamen Sie eigentlich dazu?“

Der Procurist warf jetzt, trotz seines umnebelten Geistes, einen staunenden Blick auf seinen Gast, von wel-

dem er keinen Augenblick vergaß, daß er der Sohn des verstorbenen Riedt sei.

„Zum Teufel,“ fuhr Schweigert auf, „was fragen Sie nur heute so närrisch?“

„Ich?“ versetzte Wilhelm kopfschüttelnd. „Haben Sie denn vergessen, daß Sie mir neulich Abends, wo wir hier gleichfalls im traulichen Gespräche bei einander saßen, Alles erzählten?“

Der Prokurist riß die Augen weit auf und fuhr entsetzt zurück.

„Wie?“ raunte er dem jungen Advokaten zu. „Ich hätte — Alles erzählt?“

„Allerdings, nachdem Sie mir zuvor das Versprechen abgenommen, zu schweigen.“

„Und Sie?“

„Ich erfüllte Ihr Verlangen.“

Abermals lehnte sich Schweigert zurück, stemmte die Hände fest auf den Tisch und starrte nach Wilhelm hinüber. Er hatte bereits zu viel getrunken, um über die peinliche Situation, in der er sich befand, mit Erfolg nachdenken zu können; er taumelte daher auf's Gerathewohl vorwärts und sagte:

„So wissen Sie also, daß Ihr Vater —“

„Nicht Hand an sich selbst gelegt hat,“ vollendete Wilhelm, jedes Wort betonend. „Und Sie sagten mir ferner, daß —“

„Daß?“ wiederholte Schweigert aufhorchend, während der junge Advokat ihm unter einem „Ja wol!“ er-muthigend zuwinkte, weshalb denn auch der Prokurist weiter fortfuhr: „Daß Lindel ihn — und daß ich's — gesehen?“

„Necht,“ kopfnickte Wilhelm, „das Alles sagten Sie mir; nur weiß ich nicht, wie Sie im entscheidenden Augenblicke zu der Scene kamen. Sie wollten es mir zwar mittheilen, schiefen aber während der Erzählung ein.“

„Je nun,“ begann nach wenigen Augenblicken Schweigert abermals, all' sein Erstaunen im Champagner ersäufend, „ich wollte den Versuch machen, Ihren Vater zu meiner Wiederaufnahme im Geschäft zu bewegen und war schon während des ganzen Sonntags mit diesem Gedanken umgegangen; hatte auch schon zum Oestern den Fuß auf die Hausschwelle gesetzt, immer aber überkam mich eine Art Befangenheit und so ließ ich es denn unterbleiben. Als ich aber Abends wieder am Hause vorbei kam und in dem Arbeitszimmer Ihres Vaters Licht erblickte, faßte ich mir doch endlich ein Herz, öffnete die Hausthüre und dann jene, welche in das große Contor führt. Langsam durchschritt ich den finstern Raum und wollte eben an die Thüre des Arbeitszimmers anknöpfen, als draußen in der Hausflur Schritte ertönten und unmittelbar nachher ein Mann in das Contor trat. Ich zog mich zurück und verhielt mich mäuschenstill, indeß der Andere im Zimmer Ihres Vaters verschwand. Ich lauschte und erkannte an der Stimme des Unbekannten, daß es Lindel war. Ihr Vater gerieth mit ihm hart an einander, — Ihr Vater nannte ihn einen Schurken und Dieb — na,“ brach der Erzähler plötzlich ab, „und das Uebrige wissen Sie ja.“

„Freilich,“ bestätigte Wilhelm äußerlich ruhig, während in seinem Innern ein entsetzlicher Sturm tobte, „doch habe ich wieder vergessen, warum mein Vater so ausfällig gegen Lindel wurde.“

„Je nun,“ lachte Schweigert roh, „weil er ihn bestohlen, Gelder unterschlagen und die Zahlen im Hauptbuche gefälscht hatte.“

„Recht, jetzt fällt's mir wieder ein; und da Lindel sich überführt sah, so —“

„So schoß er seinen Prinzipal mit dem Revolver nieder,“ vollendete Schweigert und stürzte ein neues Glas Champagner hinunter. „Was stehst Du da?“ rief er plöz-

lich einem der Kellner zu, welcher sich während seiner ganzen Erzählung hinter seinem Stuhle aufgepflanzt hatte, ohne daß es der Prokurist bisher bemerkt.

Wilhelm hatte dem Kellner insgeheim ein Zeichen gegeben, näher zu kommen und der Erzählung Schweigert's aufmerksam zuzuhören, was der Betreffende sich nicht zweimal heikeln ließ. Somit war ihm kein Wort des Gesprächs entgangen, dessen Inhalt — nach der total veränderten Gesichtsfarbe des Kellners zu schließen — einen ganz entsetzlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien.

„Was machst Du da?“ polterte jetzt Schweigert.

„Ich habe ein wenig zugehört,“ versetzte der Kellner aufgeregt. „Das ist ja eine wahre Mordgeschichte!“

„Allerdings,“ ergriff nunmehr Wilhelm das Wort, indem er sich von seinem Plaze erhob, „und für mich um so bedeutungsvoller, als der meuchlings Ermordete mein armer Vater gewesen ist.“

„Sind Sie toll?“ flüsterte der Prokurist. „Haben Sie mir nicht Stillschweigen gelobt?“

„Nein,“ widersprach Wilhelm energisch, „sondern Ihnen nur eine Falle gelegt, indem ich Ihnen weiß machte, Sie hätten mir bereits ein Weiteres über jenen entsetzlichen Vorfall erzählt. Das ist aber nicht der Fall gewesen und ich bin einzig und allein einem Verdachte gefolgt, den ich gegen Sie und den Mörder meines Vaters gehegt. Vindel's That zu leugnen ist für Sie ein Ding der Unmöglichkeit, da der Kellner meine Aussagen vor Gericht bezeugen wird. Dennoch zweifle ich nicht an Ihrem redlichen Willen, Alles abzuleugnen, zumal Sie genau wissen, daß Ihre luxuriöse Lebensweise aufhören wird, sobald sich Ihr Chef in Untersuchungshaft befindet; allein ich kann Ihnen nicht helfen.“

Schweigert war mit einem Male nüchtern geworden. Er stand jetzt da mit wechselndem Gesichtsausdrucke. Bald

leuchtete die helle Wuth aus seinen Augen, bald schien er in tiefes Nachsinnen versunken zu sein.

„Nun, zum Henker,“ rief er jetzt, „'s ist einmal so und nichts daran zu ändern. Ich habe eine Dummheit begangen. Das ist aber auch Alles. Sie werden natürlich wünschen,“ wandte er sich an Wilhelm, „daß ich meine Aussage vor Gericht wiederhole; nun gut, ich will mich zu diesem Zwecke morgen vor Tische bei Ihnen einfinden.“

Damit griff er eilig nach Hut und Ueberrock, um sich zu entfernen, indessen sah er sich von Wilhelm daran verhindert, der in befehlendem Tone sagte:

„Sie werden sich mit mir und dem Kellner hier sofort nach der Polizei begeben und heute Abend bereits Ihre Aussagen machen. Ich halte dies für besser, zumal ich fest überzeugt bin, daß Sie die Zeit von heute auf morgen dazu benützen würden, Lintel von Allem in Kenntniß zu setzen. Wir dürften dann morgen das Nest leer finden und das Nachsehen haben, — Sie aber und Ihr Chef bereits so und so viele Meilen von hier entfernt sein.“

Schweigert stieß einen Fluch aus, was ihm jedoch nichts nützte; er mußte in den sauern Apfel beißen und in Gesellschaft Wilhelm's und des Kellners nach der Polizei wandern.

Sechstes Kapitel.

Die Nemesis.

Das freundliche Herbstwetter, welches bisher geherrscht, schien an dem Abende, von welchem im vorigen Kapitel die Rede gewesen, seinen Abschluß gefunden zu

haben, denn gegen zehn Uhr erhob sich ein orkanähnlicher Sturm und der Regen klatschte gegen die Fensterläden. Glücklich Der, welcher an jenem Abende daheim bei der traulichen Lampe saß und sich fester in seinen Schlafrock wickeln konnte.

Der Großhändler Lintel gehörte zu diesen Glücklichen, wenigstens befand er sich in seinen vier Pfählen und eine hellstrahlende Lampe erleuchtete das Gemach, in welchem er und Frau Antonie am Tische saßen. Ob er sich aber wahrhaft glücklich fühlte, muß dahingestellt bleiben, zumal der Ausdruck seines Gesichts eher das Gegentheil ver kündete.

Das Ehepaar befand sich allein im Zimmer; Rosq hatte sich vor einer halben Stunde zurückgezogen. Frau Antonie las in einem Romane, schien aber nicht in der Lectüre aufzugehen, sondern schielte vielmehr sehr häufig nach dem Gatten hinüber, der, in finstere Gedanken versunken und das Haupt auf den Arm gestützt, schweigend da saß. Somit herrschte eine wahrhaft heilige Stille, nur unterbrochen von den Windstößen, den schweren niederfallenden Regentropfen und den Tritten des auf und ab schreitenden Wachtpostens, der sich auf der andern Seite der Straße vor dem Hause des kommandirenden Generals befand.

Lintel sah und hörte nichts, bis er ganz allmählich auf die regelmäßigen Schritte des Wachtpostens zu hören begann, und dieselben sich mit den Rechnungen verschmolzen, über welche er nachgrübelte.

„Eins . . . zwei . . . , eins . . . zwei . . . , — drei Tausend . . . sechs Tausend . . . neun Tausend . . . zwölf Tausend . . .“

Dann setzten sich die Schritte zu Worten zusammen und Lintel dachte in demselben Tempo:

„Es . . . wird . . . schon . . . geh'n. War—um . . . auch . . . nicht? Nur . . . Glück . . . mir . . . Glück! Und

... Schwei—gert ... muß ... be—sei—tigt ... werden.
Ja ... ja ... so ... geht's."

Hin und wieder, wenn der Sturm an Heftigkeit zunahm, unterließ der Wachtposten seinen kurzen Spaziergang und zog sich in das Schilderhaus zurück, dann vermochte Lintel buchstäblich nicht weiter zu denken, so sehr hatte er sich an den Schall der Tritte gewöhnt.

Als es von dem nahen Thurme Mitternacht schlug, klappte Frau Antonie ihr Buch zu und erhob sich.

„Willst Du Dich nicht auch zur Ruhe begeben?“ fragte sie den Gatten.

Derselbe schüttelte den Kopf, und die Hausfrau ließ ihn mit seinen Gedanken allein.

Jetzt hörten die Tritte des Wachtpostens wieder einmal auf, aus der Ferne erschallten dagegen andere, die näher und näher kamen.

„Aha, die Ablösung,“ murmelte Lintel. „Wenn nur der neue Wachtposten sich von dem Wetter nicht schrecken läßt und, gleich seinem Vorgänger, auf und ab schreitet, ich bin zu sehr an den Schall gewöhnt; es fehlt mir Etwas, wenn ich ihn nicht vernehme, ich fühle mich einsam.“

Die Schritte waren jetzt ganz nahe, — ein kurzes Waffengerassel, ein befehlendes „Marsch!“ und die alte Ruhe und Stille war wieder hergestellt. Abermalige heftige Windstöße. Der neue Wachtposten verhielt sich mäuschenstill, er schien im Schilderhause Schutz gesucht zu haben; Lintel verwünschte ihn.

„Stünde es in meiner Macht,“ sagte er, mit dem Fuße stampfend, „ich würde die Patrouille zurückrufen und den früheren Posten noch einmal Wache stehen lassen.“

Sein Wunsch schien in Erfüllung zu gehen, wenigstens erklangen die Schritte einer sich rasch nähernden Patrouille. Lintel war überrascht und horchte angestrengt auf die Schritte.

Eins . . . zwei . . . , eins . . . zwei . . . , tripp . . .
trapp . . . , tripp . . . trapp.

Holla, was war das? Ein Pochen an der Hausthür.

Linkel lauschte mit angehaltenem Athem. Allerlei
Bilder schwebten vor seiner Seele, und er träumte, ein
Wachtposten zu sein, der jetzt abgelöst würde.

Eins . . . zwei . . . , tripp . . . trapp . . . Halt! Nein,
nicht Halt, sondern: „Aufgemacht, in des Königs Namen!“
Und gleichzeitig ein neues Pochen gegen die Thür.“

Linkel hatte sich von seinem Plaze erhoben und stand
jetzt da, die Rechte auf's Herz gelegt, während er sich mit
der Linken auf den Tisch stützte. Alles Blut schien aus
seinem Antlitze gewichen zu sein und in seinen Schläfen
pochten viele hunderte von Hämmern, aber genau in dem
Tempo des Wachtpostens und der Patrouille: eins . . .
zwei . . . , eins . . . zwei.

Die Thüre des angrenzenden Schlafgemachs öffnete
sich jetzt und eine bleiche Frau, nothdürftig angekleidet,
schritt herein.

„Griech,“ sagte sie mit tonloser Stimme, „ich habe
herab gelugt, — es ist Polizei vor dem Hause.“

„Verdammt!“ rief Linkel, ohne sich jedoch von der
Stelle zu rühren. „Sollte Schweigert mich verrathen
haben?“

Die Frau nickte.

„Verbirg und rette Dich!“ flüsterte sie ihm zu.

„Unmöglich, es ist zu spät!“

Und: „Aufgemacht, oder wir schlagen die Thüre ein!“
— erscholl es wieder von der Straße herauf.

„Deffne das Fenster,“ raunte der Hausherr seiner
Gattin zu, „und frage nach ihrem Begehren.“

Sie gehorchte und der kalte Nachtwind sauste über sie
hin und machte ihr Mark frösteln.

„Es ist ein Diebstahl begangen worden,“ ertönte es jetzt zurück, „und wir müssen Haussuchung halten.“

Die Frau schloß das Fenster.

„Ein Diebstahl?“ wiederholte Lindel und athmete erleichtert auf. „Sollte einer der Commis bestohlen worden sein und eine der Mägde im Verdachte haben? Um, ja, so ist's!“

Die Frau schüttelte den Kopf, aber er sah es nicht.

Das wiederholte Klopfen hatte die übrigen Bewohner des Hauses geweckt und sie kamen nun herbei geeilt mit erschreckten Gesichtern. Noch hatte Lindel keinerlei Befehl erteilt, die Hausthüre zu öffnen, dennoch schallte das eintönige Klipp . . . klapp . . ., eins . . . zwei . . . jetzt die Treppe herauf, und wenige Sekunden später besetzten die Polizisten alle Ausgänge des Zimmers. Ein übergefälliges Dienstmädchen hatte von selbst den Einlaßbegehrenden die Thüre geöffnet.

Der das Pücket befehlige Polizeilieutenant trat jetzt vor und sagte mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Der ehemalige Besitzer dieses Hauses, Herr Peter Niedt, ist meuchlings ermordet worden, und Sie, Herr Lindel, sind dieses Verbrechens beschuldigt. Sie werden mir folgen.“

Ein allgemeiner Aufschrei der Ueberraschung ertönte, — die Gattin des Angeklagten fiel in Ohnmacht, — dann war Alles wieder still.

Lindel schüttelte leise den Kopf, er war gewiß, daß er träumte. Es war ein böser, schwerer Traum, — sicherlich, es war dies nur ein Gebild der Phantasie, sonst nichts.

Tiefe Stille herrschte, denn Aller Augen waren auf den Großhändler gerichtet; er erwiderte kein Wort, wol aber lauschte er, ob der säumige Posten da drüben nicht seinen Spaziergang beginnen werde. Er that es aber nicht.

„Wollen Sie sich gefälligst bereit machen, uns zu fol-

gen?“ ließ sich von Neuem des Lieutenants Stimme vernehmen, und jetzt schaute Lindel verwundert auf.

Seine Fassung war dahin und er begann heftig zu zittern.

„Wer . . . hat mich . . . beschuldigt?“ brachte er mühsam hervor.

„Sie werden es erfahren,“ gab der Lieutenant kurz zurück, „setzen Sie Ihren Hut auf und folgen Sie uns.“

Die gefällige Dienstmagd brachte das Gewünschte schnell herbei und setzte Lindel den Hut sogar selbst auf den Kopf. Sofort nahmen die Polizisten den Kaufmann in ihre Mitte; ehe er das Zimmer verließ, sah er sich noch einmal um und bemerkte jetzt erst, daß seine Gattin ohnmächtig geworden und Rosa um sie beschäftigt war. Er nickte zufrieden mit dem Kopfe und ließ sich geduldig fortführen.

Auf der Straße angelangt, ging es in regelrechten Schritten vorwärts. Hüben und drüben gab es neugierige Gesichter die Menge, welche in Folge der nächtlichen Störung an die Fenster gelockt worden waren und neugierig auf die Straße herab lugten; selbst der säumige Wachtposten trat aus seinem Schilderhause heraus und begleitete das abmarschirende Picket bis zum nächsten Hause, das die Grenze seines kurzen Spaziergangs bildete.

Gins . . . zwei . . . , tripp . . . trapp.

Jetzt war auf einmal Lindel's Wunsch erfüllt und er vernahm die regelmäßigen Tritte in dichtester Nähe. Mit dem Denken aber war's vorbei.

Als man in der Königsstraße erfahren, um was es sich handle, zogen die neugierigen Gesichter sich wieder zurück, und bald lag die stolze Straße still und einsam wieder da. Ueberall herrschte tiefe Finsterniß, nur in dem alten Hause brannte ein einsames Licht. In seinem Scheine sah Rosa, am Bette Frau Antoniens wachend, die in ein heftiges Fieber verfallen war.

Der Orkan hatte die Regenwolken zertheilt, und hin und wieder zeigte sich der Mond am nächtlichen Horizont. Einer seiner bleichen Strahlen fiel auf die kleine Messingplatte des alten Hauses und der Name „Erich Lindel“ blitzte wie eine große Lüge durch die Nacht.

Der Wachtposten hatte das Schilderhaus verlassen und die ganze Nacht hindurch ertönte es:

Einß . . . zwei . . . , tripp . . . trapp.

Eine ungeheure Menschenmenge füllte den Saal, in welchem das Geschworenen-Gericht tagte und der Prozeß gegen den des Mordes beschuldigten Lindel zu Ende geführt werden sollte.

„Wie sich der Mensch doch täuschen kann,“ äußerte der Bankier Treufels zu seinem Nachbar, „ich hätte auf Lindel's Ehrlichkeit das Sakrament genommen, während ich fest überzeugt war, daß Niedt selbst Hand an sich gelegt.“

„Je größer der Schurke, je leichter führt er die Menschen auf's Eis,“ lautete die Antwort. „Wie viele vernünftige, hochverständige Menschen giebt es in unserer Stadt, und doch ließen sie sich von diesem Lindel blenden und verdamnten Niedt. Nur seine beiden Kinder lebten der Ueberzeugung, daß er mit keinem Verbrechen aus diesem Leben geschieden sei. Da sieht man wieder einmal, welche Macht der durch die Religion gestählte Glaube in sich trägt.“

„Ja, ja,“ versetzte der Bankier, „wir haben dem armen Niedt viel abzubitten. Er blieb bis an sein seliges Ende der religiöse Mann, der er sein Lebtag gewesen, und die feste Ueberzeugung des Geschwisterpaars förderte das Verbrechen zu Tage. — Welche Strafe wird wol Lindel erhalten?“

„Er hat den Galgen verdient,“ gab der Nachbar zurück.

Die Geschworenen aber dachten milder und verurtheilten ihn zu zwanzig Jahren Zuchthaus.

Er hielt indessen seine gerechte Strafe nur zur Hälfte aus und starb nach den ersten zehn Jahren. Seine Gattin war ihm um Vieles früher vorausgegangen. Die beiden unschuldigen Kinder des Ehepaars standen trotzdem nicht verwaist da, denn Rosa und Wilhelm nahmen sich ihrer von ganzem Herzen an. Frau Antonie hatte auf dem Sterbebette der sie treu pflegenden Rosa mitgetheilt, daß sie um das Verbrechen ihres Gatten nicht eher gewußt, als bis Schweigert von seiner Mitwissenschaft Gebrauch gemacht und sich in die Familie eingedrängt habe. Da erst — nachdem Linkel's Gattin auf das Bestimmteste erklärt, daß sie den zweideutigen Menschen keinesfalls empfangen werde — bekannte ihr Linkel seine Schuld und verschloß ihr gleichzeitig den Mund für immer.

Schweigert mußte sein Vergehen der Hehlerei übrigens auch büßen, wenn schon die Richter in Berücksichtigung dessen, daß er dadurch, nicht mehr seiner Vergnügungslust fröhnen zu können, auf das Empfindlichste litt, das Strafmaß milderten. Er hatte sechs Monate Muße, hinter öden Gefängnißmauern über sein bisheriges Leben nachzudenken.

Da auf das Gesamtvermögen Linkel's sofort vom Gerichte Beschlagnahme gelegt worden war, erhielten Wilhelm und Rosa die veruntreuten Gelder bis auf Heller und Pfennig ausbezahlt; da außerdem das alte Haus ihnen gleichfalls als Eigenthum zuerkannt wurde, vermochten sie der Zukunft sorgenfrei entgegen zu sehen. Ihren vereinten Bitten gelang es, Frau Eugenie und den Papa Hasselmann zu bewegen, in das väterliche Haus zu ziehen, in dessen Räumen sie nunmehr vereint und glücklich lebten.

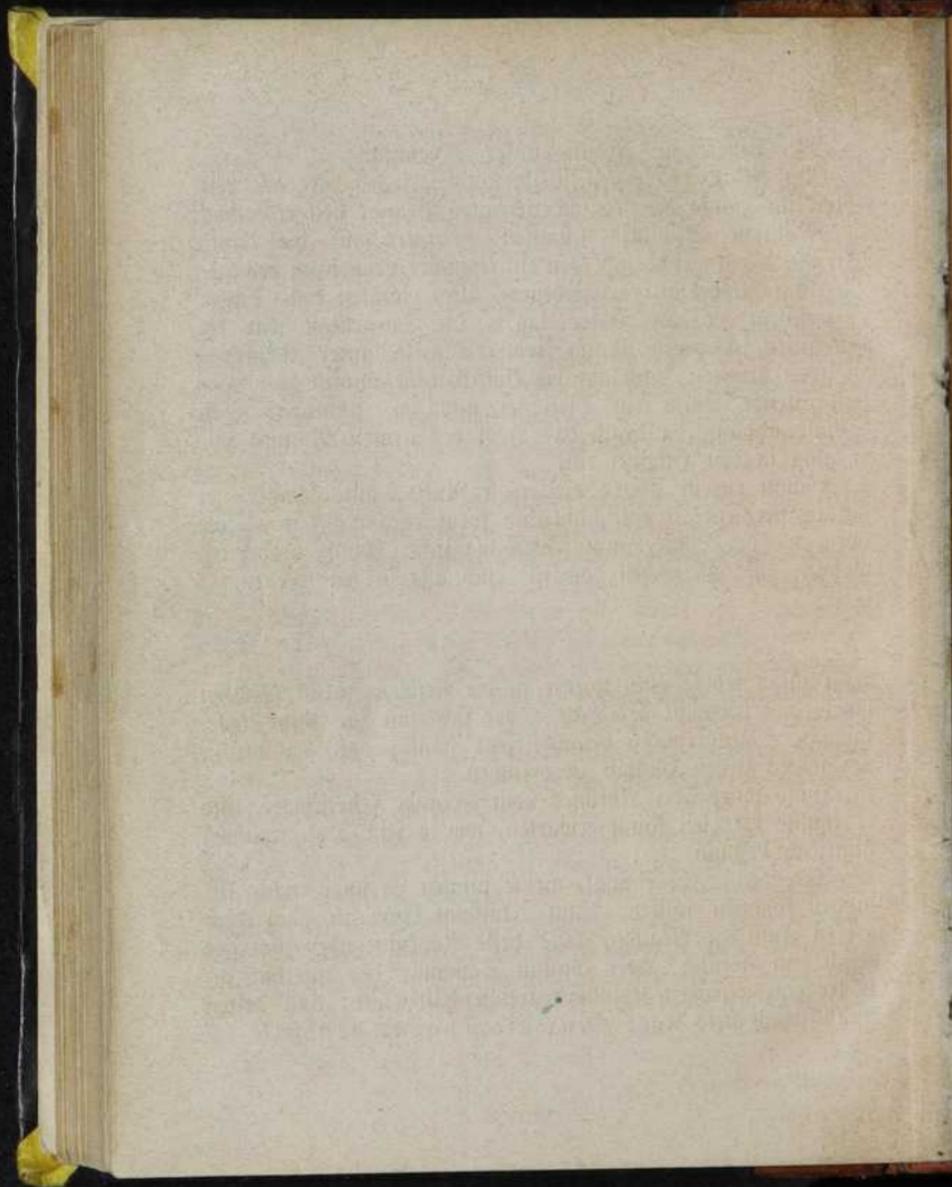
Die unteren Contorräumlichkeiten wurden vorerst vermietet, bis einige Jahre später ein ehrenwerther junger Kaufmann um Rosa's Hand anhielt. Der liebevolle Ehe-

gatte führte das Geschäft selbstständig fort und es blühte und gedieh sichtlich unter Gottes Segen; die Firma aber lautete nach wie vor: „Peter Niedt“, wie die kleine Messingplatte mit gerechtem Stolge verkündet.

So war die Ehre des alten Hauses gerettet. Möge sie von nun an immerdar bestehen und nie wieder getrübt werden! — Mit diesem Wunsche scheidet wir von den glücklichen Menschen.

... Lebe wohl, lieber Leser! ...



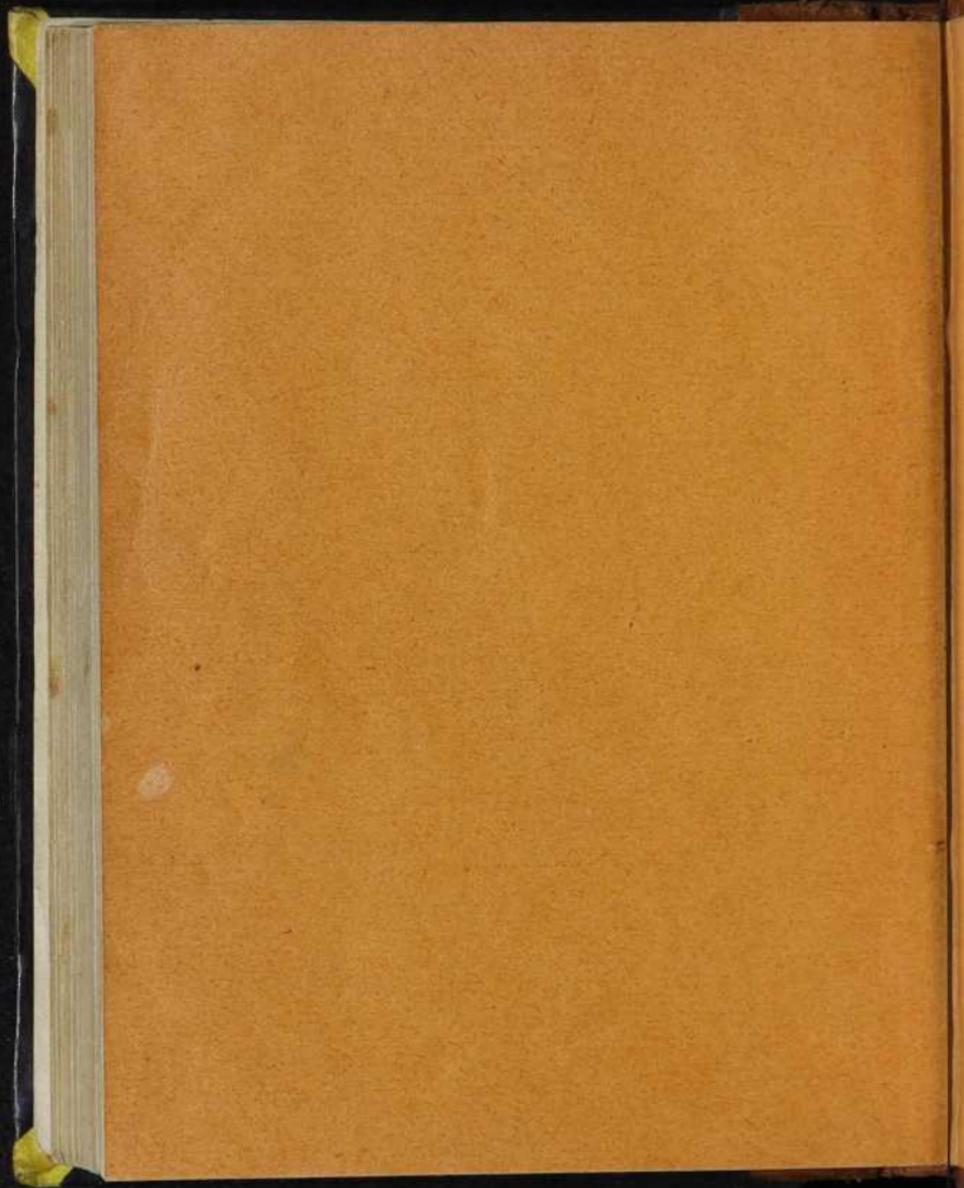


9/012/302

1-4

(2007)

1536



H/M 93 200

AD

Internationale Jugendbibliothek



047002197685

Blank white label at the top of the book cover.

